

Zeitschrift: ZS : Zürcher Studierendenzzeitung
Herausgeber: Medienverein ZS
Band: 98 (2019)
Heft: 5

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

LI 166: 101.5 (2019)

ZS

Zürcher 5/19
Studierendenzeitung



«Die Uni unterhielt mich
viel zu stark»

Mike Müller studierte 27 Semester an der Uni Zürich

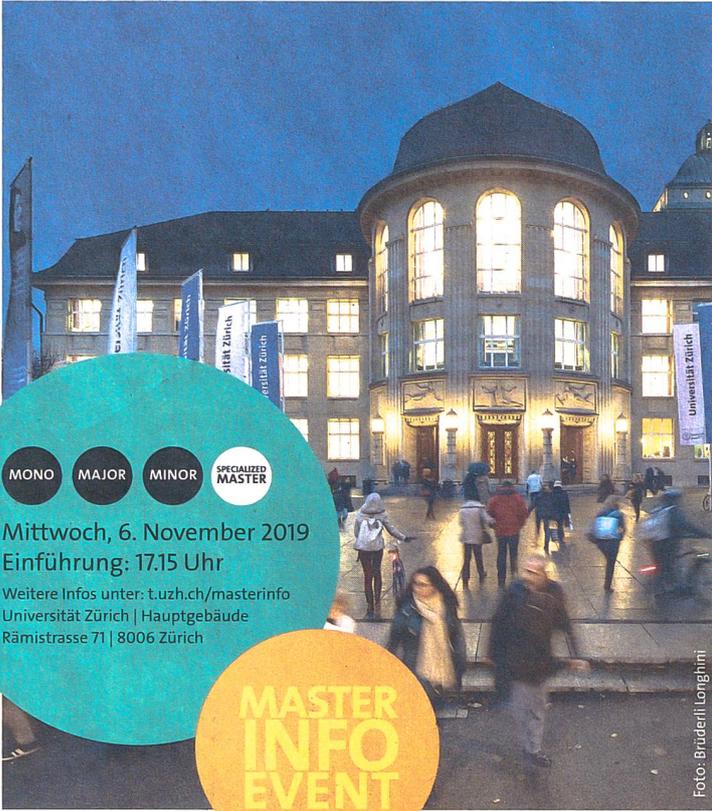
Klub-Kollektiv
BlauBlau feiert
schrille Partys

Streik-Zentrale
Frauenstreik
bezieht Bleibe

«Bestände»-App
Uni und ETH
entziehen Login



Universität
Zürich ^{UZH}



MONO MAJOR MINOR SPECIALIZED MASTER

Mittwoch, 6. November 2019
Einführung: 17.15 Uhr

Weitere Infos unter: t.uzh.ch/masterinfo
Universität Zürich | Hauptgebäude
Rämistrasse 71 | 8006 Zürich

MASTER
INFO
EVENT

Foto: Brüderli Longhini

Ob Zeitungsartikel, Kurzgeschichte, Seminararbeit oder Bewerbungsschreiben: Die Korrektorin der ZS prüft auch deine Texte.

1ge *1rb* *1y* *1r* *1rr*

Unverbindliches Angebot über:
korrektorin@medienverein.ch



Exklusiv für Studierende

ALDI4EXCELLENCE

DAS HIGH POTENTIAL EVENT

FÜHREN MIT PERSÖNLICHKEIT – DU MACHST DEN UNTERSCHIED

DATUM: DONNERSTAG, 14. NOVEMBER 2019

ORT: FOLIUM, ZÜRICH

EINTRITT: AB 17.30 UHR, KOSTENLOSER ANLASS

Jetzt anmelden und dein Ticket
sichern auf aldi4excellence.ch

Dich erwartet ein Event der Extraklasse mit hochkarätigen Referenten aus Bildung, Kultur & Wirtschaft.

- **Keynote Referat von Nicole Brandes**
- **Karriere-Talk mit interessanten Persönlichkeiten**
- **Resümee mit Etrit Hasler, Pionier Schweizer Slam-Poetry**

Zudem bekommst du die Möglichkeit, dich mit Vertretern sowie der Geschäftsführung von ALDI SUISSE persönlich auszutauschen.

KARRIERE-TALK



DANIEL CORSTEN
Professor,
Investor und Gründer



LUKAS STUDER
Sportmoderator SRF



TIMO SCHUSTER
Country Managing
Director ALDI SUISSE



NICOLE BRANDES
Internationaler
Management Coach,
Autorin und Speakerin



CAROLINE LERÉVÉREND
Area Manager ALDI SUISSE

Organized by

together

News

- 4–5** Notenschnitt per Fingerzeig
20'000 Studis nutzen die «Bestande»-App
- 6** «Butter» statt «Anke»
Forschende untersuchen Schweizerdeutsch
- 7** Ein Haus für den Frauenstreik
Die Bewegung erhält das Quartierhaus 5
- 8–9** Hier können alle Forscher*innen sein
Bevölkerung forscht bei Citizen Science mit
- 10** Dem Virus verfallen
Studis stellen ihr Bio-Projekt in Boston vor
- 11** E-Demokratie
Vortragsreihe zu Digitalisierung und Politik

Thema

- 16–18** Saufen ohne Ende
An der Olma geht es lustig zu und her
- 19–21** «Anfangs sah ich mich nicht als Komiker»
Mike Müller über die Uni und sein Leben
- 22–23** Dem Goldenen Schnatz hinterher
Das beste Quidditch-Team der Schweiz

Kultur

- 24** Zeit zum Blättern
Print Matters verkauft gedruckte Magazine
- 25** Fest der Bücher
«Zürich liest» feiert sein 9-jähriges Bestehen
- 29** Analoges Gaming
Brettspielabend an der ETH
- 30** Kommerzkritik im «St. Tropez»
Das BlauBlau-Kollektiv schmeisst Partys
- 31** Den Elfenbeinturm ins Wanken bringen
50 Jahre Historiker*innen-Zeitschrift «etü»
- 6** It's a Match
12 Clusterfuck **12** Impressum
13 Senf der Redaktion
26 Amore **26–27** Kulturspalten

Ohne Witz — Spass vereint und entzweit zugleich: Einerseits haben alle Menschen das Bedürfnis nach Spass und spassigen Aktivitäten. Doch was darunter verstanden wird, ist sehr individuell und zuweilen gar völlig verschieden: Während Adrenalin-Junkies den nächsten Kick suchen, schwören Stubenhocker etwa auf gemütliche Abende vor dem Fernseher.

Im Herbst locken Chilbis im ganzen Land die Massen mit wilden Achterbahnen und klebrigen Zuckerwatten. So auch der Jahrmarkt an der Olma in St. Gallen, wo sich Besucher*innen in schwindelerregender Höhe durch die Luft wirbeln lassen oder am Magenbrotstand verköstigen können (S. 16). Spass muss aber kein pompöses Spektakel sein, manchmal reicht auch ein guter Witz. Wir haben uns mit einem der lustigsten Schweizer unterhalten: Mike Müller erzählt, was Studium und Spass gemeinsam haben (S. 19).

Wenn wir uns bewegen, schütten wir Glückshormone aus. Erst recht, wenn man dabei noch wie Harry Potter Bälle versenken kann. Die Nischensportart Quidditch vereint das Sportliche mit dem Magischen (S. 22). Wir wünschen viel Spass beim Lesen!

Für die Redaktion

Jonathan Progin und Noemi Ehrat



Notenschnitt per Fingerzeig

Jonny Burger hat die «Bestande»-App entwickelt. Nach der ETH hat ihm nun auch die Uni den Zugriff auf die Studierenden-Logins entzogen.

Noemi Ehrat (Text und Bild)



Jonny Burger entwickelte die App «Bestande». Sie hat vor Kurzem die 20'000-User-Marke geknackt.

Die App mit der roten Sechs auf weissem Hintergrund kennen die meisten Studierenden der Uni Zürich. Schliesslich vereinfacht sie den Uni-Alltag: Sie zeigt nicht nur alle gebuchten Module an, sondern stellt diese auch gleich zu einem Stundenplan zusammen. Studis, die ein

Modul absolviert haben, können das Modul überdies bewerten, und der Notenschnitt früherer Jahrgänge wird angezeigt. Du weisst nicht, wo du heute zu Mittag essen sollst? Kein Problem. Auch der Menüplan der verschiedenen Uni- und ETH-Mensen ist in die App integriert.

Und das Wichtigste natürlich: Der eigene Notendurchschnitt, inklusive korrekter Gewichtung nach ECTS-Punkten.

Letzteres war für den damaligen Wirtschaftsinformatik-Studenten Jonny Burger der Hauptgrund, die App zu entwickeln. «Es war mühsam, jeweils in der

Leistungsübersicht nachschauen zu müssen, ob man ein Fach bestanden hat oder nicht», erklärt der 24-Jährige. Mit der App wollte er den Vorgang automatisieren. Somit kam das Programm Anfang 2016 – während der Prüfungssession – erstmals in den App-Store. «Wir mussten nicht gross Werbung machen»; sagt Burger. Die Existenz der App habe sich schnell herumgesprochen.

Uni-Server überlastet

Doch bald bekam der Entwickler Probleme mit der Uni, denn: Burger hatte die App auf den Markt gebracht, ohne die Uni um ihre Erlaubnis zu fragen. «Die Idee war, dass Anwender*innen beim Eintrag einer neuen Note eine Benachrichtigung erhalten würden.» Dadurch war der Uni-Server bald komplett überlastet. Somit sperrte die Uni «Bestande». Die Hochschule habe sich aber auf ein Gespräch eingelassen. «Es wurde abgemacht, dass wir dieses Feature weglassen würden», sagt Burger. Somit konnte er die Weiterentwicklung der App in Angriff nehmen. Aber das Login habe die Uni auch damals nicht explizit befürwortet.

Weniger kulant zeigte sich die ETH. Nachdem «Bestande» an der Uni so gut ankam, weitete Burger die Dienste auf die ETH aus. Was folgt, mutet ziemlich bizarr an: Im Herbstsemester 2018 meldete sich ein Mitglied des VSETH-Vorstand – er befürwortete die App nicht. Schnell war ein entsprechender Artikel im ETH-Gesetz gefunden, der besagt, dass Logins von Studierenden nicht an Drittparteien weitergegeben werden dürfen. Auf eine E-Mail des VSETH folgte ein eingeschriebener Brief der Rektorin Sarah Springman. «Es lohnte sich nicht, dagegen anzukämpfen», so Burger. Also begrenzte er das Login wieder auf die Uni. «Doch die App speichert die Passwörter der Studis nicht», erklärt Burger.

App füllte Bedürfnislücke

Dennoch ist Burger der ETH «nicht böse», wie er sagt. «Ich habe die App gemacht, ohne die ETH zu informieren.» Dies habe – wie auch im Falle der Uni – einen einfachen Grund. «Ich weiss, wie schwierig es für Hochschulen ist, ihre technischen Funktionen zu erweitern.» Die Motivation hinter der App sei das Füllen einer Bedürfnislücke gewesen: «Ich entwickelte «Bestande», weil die Uni es nicht schaffte,

so was anzubieten.» Vor «Bestande» gab es keine vergleichbaren Angebote für Studis. Unterdessen versucht die Uni mit der App «UZH now» eine ähnliche Applikation zu etablieren. Dass sie kürzlich ebenfalls auf der Entfernung des Logins bestanden hat, war für Burger somit nicht überraschend.

Was ändert sich also mit dem Wegfallen des Uni-Logins? «Neue Noten werden nicht mehr abgerufen und müssen ebenso wie Module manuell hinzugefügt werden», erklärt Burger. Daten, die noch während des Bestehens der Login-Funktion hinzugefügt wurden, bleiben aber erhalten. Angst, dass die App nicht mehr benutzt wird, hat Burger nicht. ««Bestande» hat viele Funktionen, die die «UZH now»-App nicht anbieten kann», erklärt er. So sind etwa die Bewertungen von Modulen, der individuell zusammengestellte Stundenplan oder die neue Chat-Funktion Burgers App zu eigen. Zudem kann

«Die Uni schaffte es nicht, eine solche App anzubieten.»

Jonny Burger

die offizielle Uni-App den Notendurchschnitt nicht anzeigen, da die Gewichtung der Noten kompliziert sein kann – nicht alle Module zählen für die Berechnung des Schnitts. Bei «Bestande» können dies Nutzende gleich selbst anpassen, indem sie wählen, welche Module zu den Credits und welche für den Notenschnitt angerechnet werden.

Studis anderer Unis zeigen Interesse

Durch das Wegfallen des Logins sieht Burger noch viel Entwicklungspotential in seinem Projekt. «Momentan will ich die Angebote für Uni- und ETH-Studierende ausbauen.» Später will er «Bestande» vielleicht sogar an anderen Unis anbieten – das Interesse wäre bereits vorhanden. «Die Studierenden-Organisation der Uni Luzern hatte mich diesbezüglich einmal angefragt.» Viele Hochschulen würden eine App anbieten, doch verfügten die meisten nicht über so viele Funktionen wie «Bestande». «UZH now» findet Burger

«gar nicht so schlecht», aber bei der «Edu-App» der ETH sieht er «Verbesserungspotential»: Es habe schon länger keine Updates mehr gegeben.

Burger selbst hat seinen Bachelor vor zwei Jahren abgeschlossen und verspürt zurzeit kein Bedürfnis nach einem Master-Studiengang. «Ich habe mir das Programmieren eigentlich selbst über das Internet beigebracht», sagt er. Sein Wirtschaftsinformatik-Studium mag ihm beim Entwickeln der App etwas geholfen haben – aber das Studium sei eher auf eine spätere Laufbahn bei einer grossen Software-Entwicklungs-Firma ausgelegt. «Viele Fächer sind veraltet», findet Burger. Er würde einen verstärkten Fokus auf das Praktische, wie eben das Programmieren, befürworten.

Keine einträgliche Arbeit

Burger arbeitet mittlerweile Teilzeit als Programmierer und betreibt «Bestande» sowie weitere Software-Projekte nebenbei. «Es ist viel Gratisarbeit, aber ich mache «Bestande» gern», so Burger. Er wolle Apps kreieren, die Leute tatsächlich benutzen. Das Finanzielle rücke da schnell mal in den Hintergrund. Dabei nehme die Arbeit an der App etwa den Umfang von 30 bis 40 Stellenprozent in Anspruch. Momentan arbeitet Burger alleine daran. Im Bereich Marketing hatte er Hilfe von den Mitstudenten Julian Graf und Ramin Yousofzai, die bis heute Mitinhaber sind.

Einträglich ist die App dabei nicht. Zu Beginn kostete sie noch zwei Franken. Doch Burger merkte schnell, dass das keine gute Idee ist: «Viel weniger Studis hatten die App heruntergeladen.» Der Richtungskurs auf eine kostenlose Applikation scheint funktioniert zu haben: Kürzlich hat die App die 20'000-User-Marke geknackt. Einnahmen macht «Bestande» bloss über Werbebanner. «Man kann aber einen Job, der so viel Arbeit beansprucht, nicht bloss mit Werbung bezahlen», erklärt Burger. Er betreibe «Bestande», weil er es toll finde, etwas selbst zu kreieren, und er das Potential ausschöpfen wolle. Zudem motiviere ihn das gute Feedback, das er von Studierenden erhalte. Und das Ende des Uni-Logins sei nicht das Ende der App, sondern der Anfang von etwas Neuem, da ist sich Burger sicher: Er wird in Zukunft weiterhin an der Weiterentwicklung und Verbesserung von «Bestande» arbeiten. ♦

Mister Stormy — Meine erste grosse Liebe nenne ich Stormy, weil er laut und stürmisch sein kann. Wie ein Tornado fegte er mit zerstörerischer Wucht übers Land und holte mich immer wieder ein.

Das tat er auch in meiner bisher längsten Beziehung, die nicht zuletzt wegen ihm zu Ende ging. Denn mit seiner impulsiven Art hat Stormy alle bereits vorhandenen Zweifel an meinem damaligen Freund wie Laub in einem Herbststurm aufgewirbelt. Alsbald wurde aber auch Stormy selbst mir zu stürmisch und ich ihm zu wechselhaft bewölkt, und so trennten sich unsere Wege vorerst.

Stormy taucht orkanartig in Lernphasen auf oder schreibt mir aus heiterem Himmel an Weihnachten. Manchmal treffe ich Stormy wie vom Winde verweht auf der Strasse und sage ihm, dass das Rötliche in seinen Haaren in diesem Licht besonders gut zur Geltung kommt, woraufhin er schnaubend erwidert, dass solche Witze nach zehn Jahren ihr Ablaufdatum erreicht hätten. Oft treffe ich ihn kurze Zeit später wieder und wir lachen über meine Angewohnheit, Lama-Figuren zu sammeln.

Während einer unserer Wiedervereinigungsphasen entschied ich, dass Stormy Untersuchungsobjekt Nummer zwei meiner persönlichen Feldstudie sein sollte. Ich beschloss, Arthur Arons Fragen, die versprechen, sofortige Nähe zwischen Fremden zu schaffen, mit ihm durchzugehen. Doch wir schafften es nie, die Fragen zu beenden, weil wir uns kennen. Egal, ob unsere Verbindung gerade stürmisch leidenschaftlich oder freundschaftlich sonnig war, jede einzelne Frage mündete in einem endlosen Gespräch. Ich gab auf mit der Erkenntnis, dass Arons Fragen eher nichts für die bereits bekannten Stürmer und Dränger im Leben sind.

Ganz dazu bereit, Arons Fragen zu verwerfen, war ich aber immer noch nicht. Fortsetzung folgt.

Herzlich
Charlotte Chardonay



It's a Match! Hier schreibt unsere anonyme Kolumnistin über ihre Dates.

«Butter» statt «Anke»

Wie hat sich Dialekt entwickelt? Eines der grössten Schweizerdeutsch-Projekte geht dieser Frage nach.

Jonathan Progin

1939 brachen Dialektologen auf, um die Sprachlandschaft der Deutschschweiz zu dokumentieren und zu kartographieren. Mit ihrer akribischen Vorgehensweise klapperten sie jeden dritten Ort im Land ab und beendeten nach 19 Jahren ihre Datenerhebung. Das Ergebnis: Mehr als 600 Aufnahmen, 2500 Dialektkarten und über drei Millionen Transkriptionen – der Sprachatlas der deutschen Schweiz war entstanden.

Bis heute ist es die umfangreichste Dialekterhebung in der Schweiz. Jetzt will eine fünfköpfige Gruppe um Adrian Leemann, SNF-Professor am Center for the Study of Language and Society (CSLS) der Universität Bern, dort anknüpfen. Das Forschungsprojekt «Language Variation and Change in German-speaking Switzerland» läuft seit diesem September und wird vom Schweizerischen Nationalfonds SNF finanziert. Es ist das wohl grösste wissenschaftliche Projekt der schweizerdeutschen Sprache seit der Veröffentlichung des Sprachatlas.

Dialekte aus 100 Ortschaften

Im Zentrum stehen dabei die Fragen, wie sich schweizerdeutsche Dialekte in den letzten 70 Jahren verändert haben und wie sie sich heute voneinander unterscheiden, erklärt Leemann. Dafür werden Antworten von rund 1000 Personen aus mehr als 100 Ortschaften gesammelt und ausgewertet. «Wir erheben die Daten mittels direkter Befragung. Das heisst, dass unsere Forschenden ihr Aufnahmемaterial vorbereiten und die Teilnehmer*innen vor Ort befragen.»

Leemanns Team interessiert sich vor allem dafür, welche sprachliche Ebene sich am meisten verändert hat. Gleichzeitig sollen bisher noch nicht untersuchte Innovationen betrachtet werden. «Dass Leute vermehrt <THun> oder <PHeter> statt

<Thun> oder <Peter> sagen, liegt daran, dass solche Laute häufiger wie im Bundesdeutschen behaucht ausgesprochen werden», sagt Leemann.

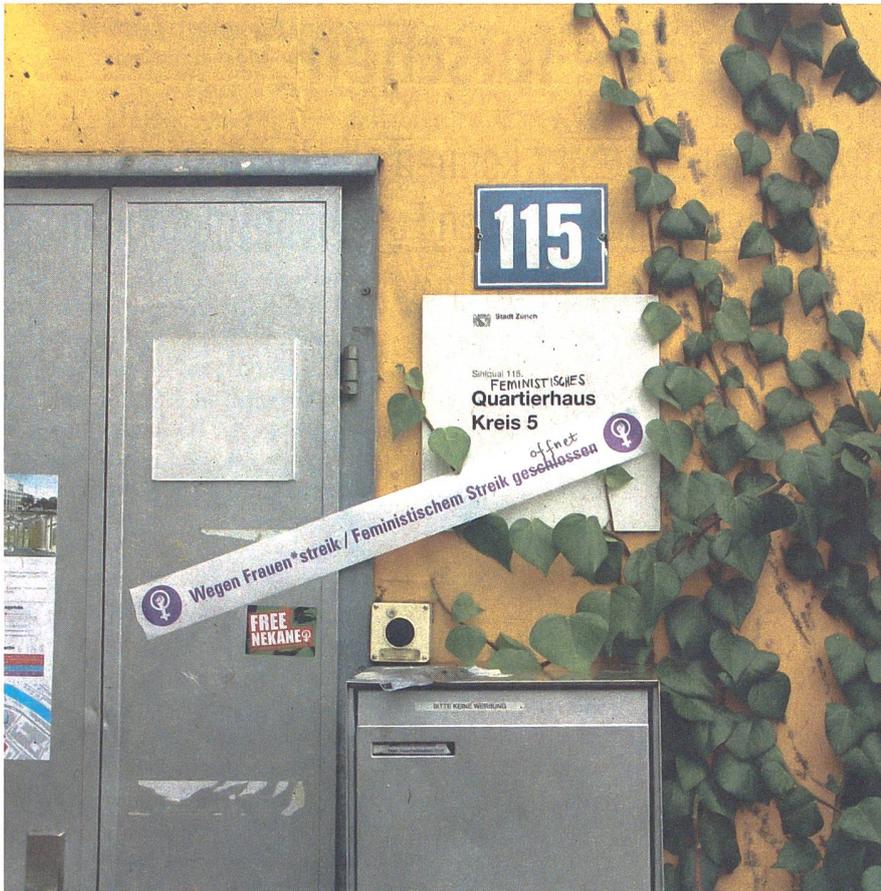
Grosse Städte gewinnen Überhand

Die Resultate sollen Gewissheit zum oft angenommenen Verlust der Dialektvielfalt in der Deutschschweiz bringen. «Wir vermuten, dass sich Dialekte aus ökonomisch starken Zentren wie Zürich, Bern oder Basel in ländliche Regionen ausbreiten.» Das hat laut Leemann einen einfachen Grund, der bei der Datenerhebung des Sprachatlas vor über 70 Jahren eine kleinere Rolle spielte: «Die zunehmende Mobilität vom Land in die Stadt führt zu einer Durchmischung der Dialekte.»

Sprechen also Zugezogene oder Pendler*innen bald nur noch den Dialekt ihres Studiums- oder Arbeitsplatzes? Das schliesst Leemann nicht aus: «Wenn man verstanden werden möchte, passt man sich im Dialekt an – wenn diese Anpassung längerfristig passiert, führt dies zu Sprachwandel.» So könnte das aargauische «Anke» in Zukunft vom zürcherischen «Butter» geschluckt oder das freiburgische «ggugg!» vom bernischen «lue!» übertönt werden.

«Bei Jungen ist die Sprache dynamischer»

Das Projekt will auch untersuchen, wer für diesen Sprachwandel verantwortlich ist. Eine mögliche Erklärung könnte im Sprachgebrauch von jungen Menschen liegen: Meistens treiben sie die Entwicklung der Sprache voran, sagt Leemann. «Typischerweise ist es so, dass sich die Sprache mit dem Alter immer mehr festigt – bei jungen Menschen ist die Sprache noch dynamischer und formbarer.» Wer sich unter den Studierenden in den hiesigen Hörsälen umhört, würde dem wohl nicht widersprechen. ♦



Das Streikhaus steht nicht nur dem Kollektiv offen, sondern allen Frauen*.

Ein Haus für den Frauenstreik

Das Quartierhaus 5 der Stadt Zürich wird feministisch. Der Ort soll frei von Diskriminierung sein.

Leonie Projer (Text)

Robin Bisping (Bild)

Am Sihlquai 115 steht ein auf den ersten Blick unscheinbares Haus. Bloss vereinzelte Frauenstreik-Aufkleber im Umkreis lassen erahnen, dass es sich dabei um das neue feministische Quartierhaus handelt. Das Gebäude hat das Streikkollektiv über die Raumbörse Dynamo der Stadt Zürich erhalten, die für die Vermietung von

Liegenschaften für nichtkommerzielle und stadtbezogene Zwecke zuständig ist. «Durch den Rückenwind, den uns der feministische Streik gegeben hat, und durch unsere Ideen konnten wir überzeugen und das Haus für uns gewinnen», erzählen zwei Vertreter*innen des Kollektivs.

Zuvor nutzte das Streikkollektiv den «Park Platz» beim ehemaligen Lettenbahnhof. Dort öffneten sie jeden Freitag das Streikbüro, um einen Begegnungsort zu schaffen. «Im Streikbüro konnten wir mit neuen Menschen und Ideen in Berührung kommen. Uns wurde klar, dass wir einen eigenen Ort brauchen», so Laura für das Kollektiv. Das Haus soll nach der Eröffnung aber nicht nur vom Frauenstreik-Kollektiv benutzt werden.

Bar, Band- und Tanzraum

Feministische, queerfeministische und antirassistische Gruppierungen sowie eigens gegründete Arbeitsgruppen finden im neuen Zuhause des Frauenstreiks Unterschlupf. Es wird beispielsweise eine Held*innenbar, einen Bandraum und

einen Bewegungsraum geben, in dem Tanzgruppen üben können. Mit dem Streikhaus sei ein Ort möglich geworden, an dem sich die Bewohner*innen nicht vor Diskriminierung fürchten müssen. «Das Streikhaus ist öffentlich und für alle zugänglich, auch für Personen, die nicht im Kollektiv dabei sind», erklärt Dafina vom Kollektiv. Davon erhoffen sie sich, dass viele Frauen*, Trans-, Inter- und genderqueere Menschen – kurz FTIQ* – herkommen und sich wohl fühlen können. Im Streikhaus kann der Frauenstreik seine Grundsätze verwirklichen, denn ausserhalb des Hauses sieht die Situation anders aus.

Einfachere Koordination möglich

Der Streik habe der Bewegung zwar geholfen, ihre Forderungen in die Öffentlichkeit zu rücken, aber das reiche nicht. «Der Streik war ein riesiger Erfolg für die feministische Bewegung und wir waren danach wochenlang beflügelt», sagt Laura. «Das gab uns die Motivation, weiterzukämpfen.» Denn solange es eine patriarchale Gesellschaft gäbe, sei ihre Arbeit nicht getan. Deshalb konzentriert sich der Frauenstreik momentan darauf, auf Femizide aufmerksam zu machen. Das Kollektiv trifft sich bei jedem verübten Frauenmord in der Schweiz am «Ni-unamenos-Platz» (Spanisch für «nicht eine weniger»). So benannte der Frauenstreik den Helvetiaplatz um, in Anlehnung an die lateinamerikanische feministische Bewegung. Etwa jede zweite Woche muss sich das Kollektiv dort versammeln.

Passend dazu unterstützt das Kollektiv die Kampagne «16 Tage gegen Gewalt an Frauen*» Ende November. Diverse Veranstaltungen und Aktionen sollen die Bevölkerung auf das Thema aufmerksam machen. Dafina erklärt: «Für uns ist jeder Mord an einer FTIQ* ein Mord zu viel. Wir schweigen nicht und halten zusammen.»

Dank dem Quartierhaus hat der Frauenstreik einen Ort, an dem sich das Kollektiv einfacher koordinieren kann, um Aktionen und Veranstaltungen zu planen. Zudem bietet die Liegenschaft dem Kollektiv Raum für das Umsetzen seiner Ideale und Werte. Es wird sich zeigen, ob das Haus zu einem Zentrum der feministischen Bewegung Zürichs werden kann. ◇

Auf Wunsch der Vertreter*innen sind die Namen geändert, da sie als Kollektiv auftreten wollen.

Hier können alle forschen

An den Projekten des Citizen Science Center können alle Interessierten mitmachen. Dies steht im Gegensatz zu bisherigen Forschungsmethoden.

Michael Stähli (Text) und Robin Bisping (Bild)



Wollen die Wissenschaft umkrempeln: Rosy Mondardini, Ernst Hafen und Fanny Gutsche (v.l.) vom Citizen Science Center.

Die partizipative Wissenschaftsakademie, auch Citizen Science genannt, ermöglicht der breiten Öffentlichkeit die Teilnahme an wissenschaftlichen Forschungsprojekten. Interessierte Bürger*innen können nicht nur bei Projekten mitmachen,

sondern auch daran teilhaben und eigene Beiträge leisten. Obwohl es diese Art von Wissenschaft schon länger gibt, existiert ein Citizen Science Center in Zürich erst seit 2017. Trägerinnen des Kompetenzzentrums sind die Universität und ETH

Zürich. Das Citizen Science Center besteht aus einem kleinen Geschäftsteam und rund 30 Forschenden.

Einer davon ist Ernst Hafen, Professor am Institut für Molekulare Systembiologie an der ETH Zürich. Hafen hat sich

schon in vorherigen Forschungsprojekten mit Aspekten von Citizen Science befasst. So etwa in einer Studie zu Genomanalysen, Analysen des eigenen Erbguts, bei der rund tausend Studierende befragt wurden. Von den Befragten waren 60 Prozent bereit, eine Genomanalyse durchzuführen. Hauptgrund war dabei, einen Beitrag zur Forschung zu leisten. Auch eine andere Publikation, für die ältere Personen bezüglich ihrer Motivation zur Teilnahme an einer Studie befragt wurden, zeigte ähnliche Ergebnisse. «Die Bereitschaft, durch Citizen Science etwas zur Forschung beizutragen, ist ungebrochen gross», so Hafén. Es gehe nicht darum, Geld zu verdienen, sondern «dabei zu sein».

Wiesel beobachten für die Forschung

Seit Ende August führt das Citizen Science Center zusammen mit der Nichtregierungsorganisation Stadtökologie Wildtierforschung (SWILD) das Projekt «Wiesel gesucht» durch. Teilnehmende sehen sich auf der Webseite des Citizen Science Center tausende Kurzaufnahmen von Wildtierkameras an und geben an, welche Tiere sich erkennen lassen. Nebst Wiesel sind ausserdem deren Beutetiere zu beobachten. Auch diverse Vogelarten, Reptilien und andere Säugetiere wie Eichhörnchen und Igel sind auf den Filmaufnahmen zu sehen.

Ziel des Projekts ist es, das Vorkommen von verschiedenen Wieselarten im Schweizer Mittelland nachzuweisen. Dabei geht es auch um die Frage, welche Arten an welchen Standorten anzutreffen sind. So ist nämlich das Mauswiesel eine bedrohte Art in der Schweiz. Ein weiteres Ziel dieses Projektes ist es, zu bestimmen, ob an den untersuchten Standorten die Bemühungen um die Verbesserung der Lebensbedingungen von Wiesel etwas bewirkt haben, so Fanny Gutsche, Community Managerin des Citizen Science Center.

Das Forschungsprojekt «Wiesel gesucht» wurde bereits an der diesjährigen Scientifica im Sommer vorgestellt. «An den Wissenschaftstagen der Uni und ETH kam es vor allem bei Kindern und älteren Leuten an», sagt Gutsche. «Es war super für uns, weil man direkt in Kontakt mit den Leuten trat», erklärt sie. Sie schätzte diese etwas andere Form von Austausch an der Veranstaltung, denn: «Die

Realität sieht dann doch so aus, dass man oft im Büro sitzt und mit den Leuten über E-Mail kommuniziert.» Seitdem haben rund 150 Teilnehmende für das Wildtierforschungsprojekt «Wiesel gesucht» Tiere in rund 11'000 Videoaufnahmen identifiziert.

Einblicke in wissenschaftliches Arbeiten

Das Citizen Science Center in Zürich hat sich zum Ziel gesetzt, Bürger*innen nicht nur die Möglichkeit zu geben, bei Forschungsprojekten mitzuwirken, sondern

«Es wird schwieriger, Forschung ohne Citizen Science zu realisieren.»

Ernst Hafén, Citizen Science Center

sich auch Fachwissen sowie technisches Know-How anzueignen. In der Realität werden diese Ziele je nach Forschungsprojekt mehr oder weniger erfüllt. Beim Projekt «Wiesel gesucht» etwa steht technisches Wissen nicht im Vordergrund; es ist eher wie ein Spiel aufgebaut. Ende Oktober sollen gemäss Gutsche die Teilnehmenden erste Zwischenergebnisse per Newsletter erhalten. Wie das Endprodukt aussehen wird, ist jedoch noch offen. Bei anderen Projekten bestehen mehr Möglichkeiten, um sich technisches Wissen anzueignen.

Beim klassischeren Forschungsunterfangen «Projekt Wenker» erhalten die Teilnehmenden hingegen mehr Einblicke in wissenschaftliches Arbeiten. Das sprachwissenschaftliche Projekt wird am Deutschen Seminar durchgeführt und von Professorin Elvira Glaser geleitet. Das Ziel des Projekts ist es, die sogenannten Wenkerbögen, sprachwissenschaftliche Fragebögen zur Dialekterhebung aus den 1930er-Jahren, zu digitalisieren. Die Teilnehmenden können diese Texte transkribieren oder in ihren eigenen Dialekt übersetzen.

Von eigenen Daten profitieren

«Es sind nicht immer fertige Ideen oder Forschungsfragen, die uns von den Citizen Scientists zugetragen werden», sagt

Gutsche. Vielfach seien es Beobachtungen, die Leute nicht verstehen, und dem Sachverhalt deshalb auf den Grund gehen wollen.

Das Citizen Science Center ist zudem für Forschungsprojekte von Bürger*innen offen und unterstützt diese auch in der Planung. Bisher sind aber noch keine Projekte auf diesem Weg zustande gekommen.

Auch bei Citizen-Science-Projekten im Bereich Gesundheitsforschung können Bürger*innen profitieren. Hafén erwähnt in diesem Zusammenhang die App «Ally Science», die von der Berner Fachhochschule und dem Universitätsspital Zürich lanciert wurde. Bei der App können Personen mit Pollenallergien ihre Symptome festhalten, sodass Therapien und Frühwarnsysteme entwickelt werden können. «Als Bürger*innen können wir sehr viel mit unseren Daten machen», sagt Hafén. «Aber wir sollten auch als Gesellschaft davon profitieren können – nicht nur die Shareholders von Google.» Die Daten der App sind anonymisiert und es bleibt den Nutzer*innen überlassen, wie viel sie von ihren Daten preisgeben möchten. Bei Projekten des Citizen Science Center gelten ähnliche Massstäbe.

Bürger*innen in die Forschung einbeziehen

Aus Sicht der Forschenden haben Citizen-Science-Projekte einen Vorteil gegenüber herkömmlichen Forschungsprojekten: Sie ermöglichen es, Datensätze zu erfassen, deren Zusammenstellung sonst zu aufwändig wäre. Doch Hafén sieht auch Nachteile: «Citizen Science zwingt uns dazu, die Resultate so zu kommunizieren, dass die Teilnehmenden sie verstehen und dabeibleiben.» Andererseits zwingt es die Wissenschaft auch dazu, einen Beitrag zur Gesellschaft zu leisten und nicht bloss den Nutzen für die Forschenden selbst in den Vordergrund zu stellen.

Die Vorteile für Forschende seien jedoch grösser als die Nachteile. «In Zukunft wird es wohl immer schwieriger werden, Forschungsprojekte ohne Citizen Science zu realisieren», sagt Hafén. Wissenschaft sei früher den Privilegierten vorbehalten gewesen. «Heute ist Wissenschaft für alle Interessierten zugänglich.» Bei Citizen Science besteht ein grosses Potential für alle involvierten Parteien, das in Zürich erst in den Kinderschuhen steckt. ♦



Die Unigruppe freut sich darauf, ihr Projekt in Boston zu präsentieren.

Dem Virus verfallen

Erstmals qualifiziert sich ein Team der Uni für den Biologie-Wettbewerb iGEM in Boston.

Michelle Keppler

Ende Oktober wird eine Gruppe Zürcher Studierender den Atlantik überqueren, um am iGEM-Wettbewerb teilzunehmen und ihr Projekt im Feld der synthetischen Biologie vorzustellen. Zum ersten Mal hat neben der ETH auch die Universität Zürich ein Team im jährlichen Wettbewerb,

in dem Projekte aus aller Welt präsentiert werden. Es nehmen 377 internationale Teams teil. Die Vierer-Truppe Bachelor-Studierender der Biologie und Biomedizin ist eines davon und vertritt die Uni Zürich: Alexander Schanne, Lynn Hasenöhl, Alexandra Marti und Roy Hove. Gruppenleiter Schanne wollte unbedingt am iGEM teilnehmen und hat deshalb kurzerhand eine eigene Gruppe zusammengestellt.

Teilnahme erfordert viel Zeit

Die Aufgabe des Wettbewerbs besteht darin, ein Problem zu finden, das gesellschaftsrelevant ist, und dies mit Verfahren aus der synthetischen Biologie anzugehen. iGEM steht dabei für «international Genetically Engineered Machine». Die Gruppe wird anhand ihrer Präsentation, ihrer Website und der Anzahl erfüllter Kriterien bewertet.

Aber um einen Preis zu gewinnen, müssten sie sich das Frühlingsemester freinehmen, so das Team. Ohnehin bedeutet eine Teilnahme viel Aufwand.

«Ich sage immer: Ich bin bei iGEM und studiere nebenbei», sagt Schanne halb im Scherz.

Präsentation in Boston

Die Faszination für Zellkerne und Bakteriophagen motivierte die Studierenden, am Wettbewerb teilzunehmen. Bakteriophagen bezeichnen verschiedene Gruppen von Viren, die Bakterien einnehmen, um sich zu replizieren. Somit erzeugen die Viren eine Proteinkapsel, die einem normalen Zellkern ähnelt. In dieser Kapsel können dann Proteinketten generiert werden, normalerweise die DNA des Virus. In der Forschung können diese zur Bildung anderer nützlicher Substanzen verwendet werden, zum Beispiel Insulin. Das Ziel des Uni-Teams ist es, die Proteinkapsel ohne Infizierung durch Bakteriophagen in die Zelle zu integrieren. So kann der Prozess günstiger und effizienter verlaufen.

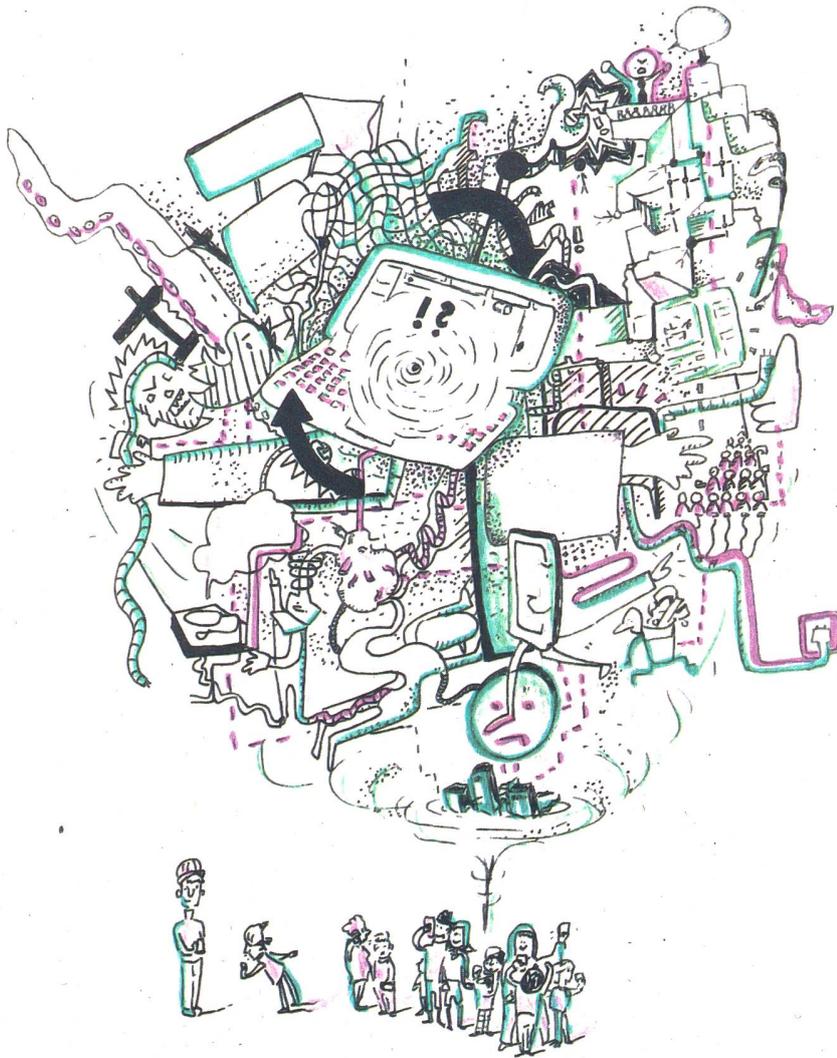
Dieses Projekt wird das Team im Oktober in Boston und am 18. November am Irchel präsentieren. Auf die Frage, worauf sie sich am meisten freuen, muss Hasenöhl keinen Moment nachdenken: «Die Projekte der anderen Teams anzuschauen.»

Synthetische Biologie fördern

Das Team ist sich einig: Es hat so lang gedauert, bis auch ein Uni-iGEM-Team entstanden ist, weil das Fach der synthetischen Biologie nicht gefördert werde. Es werde nur in zwei Lektionen in einer Vorlesungsreihe thematisiert, und die Konkurrenz werde nur einmal kurz erwähnt. Aber das wollen die vier ändern.

Die Teammitglieder hoffen nächstes Jahr auf ein grösseres und vielfältigeres Team. «Wir haben den administrativen Aufwand unterschätzt», muss Schanne zugeben. Die anderen iGEM-Teams bestehen aus zehn oder zwanzig, manche sogar aus bis zu dreissig Teilnehmenden. Vor allem die Sponsorsuche und das allgemeine Management des Teams sei zeitaufwändiger als gedacht gewesen.

Allgemein hofft das Team, das Interesse an synthetischer Biologie zu fördern, auch durch den neugegründeten Verein «Synbio UZH». So bemühen sie sich, das Fach bekannter zu machen, einen Austausch zwischen interessierten Leuten zu ermöglichen und natürlich auch das Team für die nächsten Jahre zu unterstützen und zusammenzustellen. ◊



Die Vorlesungsreihe untersucht, ob die Digitalisierung die Demokratie gefährdet.

E-Demokratie

Passen Digitalisierung und Politik zusammen?

Eine Ringvorlesung klärt auf.

Sophie Buchli, Sophie Daeniker (Text)
Lovina Koenig (Illustration)

Wahlkampf findet heute auch online statt. In den letzten Tagen konnte man sich kaum durch eine soziale Plattform klicken, ohne überall auf Werbesprüche verschiedener Parteien zu stossen. Seien

es die Jungen Grünen, die mit «Wir sind gut zu Vögeln» werben, oder die SVP, die auf kurze, provokante Videos setzt. Hier setzt die neue Ringvorlesung «Digital Democracy: How Digital Technology Is Changing Democracy» an, die diesen Herbst im Rahmen der Digital Society Initiative stattfindet.

Von sieben Fakultäten getragen

Kernfragen der Vorlesungsreihe sind, ob die Digitalisierung die Demokratie gefährdet und wie die Medienplattformen die politische Meinung ihrer Nutzer*innen beeinflussen, wenn nicht sogar manipulieren können. Dies wird durch eine Reihe von Vorträgen von Dozent*innen aus der ganzen Welt aus verschiedenen Blickwinkeln präsentiert. Veranstalterin der Reihe ist die Digital Society Initiative,

kurz DSI. Sie organisiert die Vorlesungsreihe in Zusammenarbeit mit Fabrizio Gilardi, Professor für Policy-Analyse am Institut für Politikwissenschaft der Universität Zürich. Die DSI ist eine interdisziplinäre Forschungsinitiative, die laut Gilardi zum Ziel hat, «die Digitalisierung der Gesellschaft, Demokratie, Wissenschaft, Kommunikation und Wirtschaft zu reflektieren und mitzugestalten.» Dementsprechend wird sie auch von allen sieben Fakultäten der Universität Zürich getragen.

Digitalisierung: kein technisches Problem

In Anbetracht der kürzlich vergangenen Wahlen setzt Gilardi seinen Schwerpunkt auch auf soziale Medien. Dies mache die Veranstaltung für Zuhörer*innen attraktiver, die keinen politikwissenschaftlichen Hintergrund haben. Die Thematik der sozialen Medien und ihres Einflusses sei auch deshalb ansprechend, da es sich nicht um ein rein technisches Problem handelt, sagt Gilardi. «Daher ist es für Sozialwissenschaftler*innen auch so spannend, wie Menschen und Politiker*innen heute soziale Medien gebrauchen.»

Auf die Frage, ob die Digitalisierung unserer Politik wirklich schadet, zeigt sich Gilardi aber zuversichtlich: «Im Kontext der Wahlen kann der Eindruck entstehen, dass soziale Medien gefährlich sind. Aber die digitale Demokratie beschränkt sich nicht nur auf Wahlen und Abstimmungen. Es gibt auch andere Aspekte, in denen die konstruktive Kraft der Digitalisierung ersichtlicher ist.» So ermöglicht die Digitalisierung unter anderem einen immer einfacher werdenden Umgang zwischen der Verwaltung und Bürger*innen, da viele Interaktionen mittlerweile online ablaufen. Weiter bieten Plattformen zur Unterschriftensammlung wie WeCollect eine einfachere und kosteneffizientere Option der politischen Partizipation.

Einblick in die Forschung

Gerade deshalb lohnt sich ein Besuch einer Vorlesung für Studierende. Als erste Generation, die mit einer solchen Flut an digitalen Inhalten jeglicher Art konfrontiert wird, ist es wichtig, sich ein klares Bild zu verschaffen. «Ein Einblick in die aktuelle Forschung ist die beste Art, sich mit den Gefahren der Digitalisierung für die Demokratie auseinanderzusetzen», ist Gilardi überzeugt. ◇

Lädelileben — Manor muss an der Bahnhofstrasse raus. Es sei nicht die Aufgabe von Swiss Life, ein Warenhaus mit Versicherungsgeldern zu subventionieren, indem auf marktübliche Mieten verzichtet werde. Es geht dem Versicherungskonzern um das Wohl der Versicherten.

Würden andere Versicherungen auch so selbstlos handeln und Gutes tun wollen, geschähe bald Folgendes: Jelmoli, Globus, die Detailhandelsgeschäfte von Migros und Coop – sie würden zugunsten von optimierten, marktüblichen Mieten aufgeben. Auch Hotels gäbe es nur noch in Vororten. Das Baur sans Vue und das Baur en Banlieue wären bekannt für ihre ruhige Lage. Die SBB sähe gewinnbringendes Büro-Potential im Hauptbahnhof und auf den Gleisen. Die Europaallee würde sich weit nach Westen hindurchgentrifizieren. Auch die Stadt würde mitziehen und das Bellevue verkaufen, damit auf dem Rondell zehn Etagen Büros gebaut würden. Ja, alles zum Wohle der Versicherten.

Bald wäre die Bahnhofstrasse auch wieder befahrbar, denn die Mogule und Millionärinnen, die noch in den Boutiquen einkauften, würden in Bugattis und Bentleys vorgefahren werden wollen. Für den Mittelstand käme es sowieso nicht mehr in Frage, auch nur einen Fuss in das Quartier zu setzen.

Helfen täte das der Gesellschaft in der Tat: Die kleinen Läden ausserhalb des Zentrums, die bisher schliessen mussten, würden einen Aufschwung erleben. Das Lädelisterben hätte ein jähes Ende, der Chäsladen um die Ecke wäre wieder die bevorzugte Delikatessenabteilung, die Schneiderei der neue Zara. Das Leben hätte wieder Qualität.

Stephanie Caminada

Clusterfuck! An dieser Stelle fantasiert die Redaktion über Mögliches und Unmögliches.



Zürcher Studierendenzzeitung
97. Jahrgang
Ausgabe 5/19
www.zs-online.ch

Verlag

Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Der Medienverein ZS ist von der Uni und von der ETH finanziell unabhängig. Er ist eine durch den VSUZH und den VSETH anerkannte studentische Organisation.

Geschäftsleitung

Adelina Gashi
adelina.gashi@medienverein.ch

Inserate

Frau Therese Herren
Stämpfli AG
Wölflistrasse 1, 3001 Bern
031 767 83 30
therese.herren@staempfli.com

Redaktionsschluss 6/19: 15.11.2019

Druck

Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage

27'276 (WEMF 2018), 30'000 (Druckauflage)
Die ZS erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Student*innen der Universität Zürich sowie Abonent*innen an der ETH Zürich verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich.

Redaktionsadresse

Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch

Redaktion

Robin Bisping, Stephanie Caminada,
Noemi Ehrat, Sumanie Gächter,
Jonathan Progin, Nuria Tinnermann

Mitarbeit

Vivian Adams, Michelle Bernet, Sophie Buchli, Sophie Daeniker, Dominik Fischer [fis], Ralph Goldinger [gol], Michelle Keppler, Samuel Peter [sap], Leonie Projer, Finn Schlichenmaier, Michael Stähli

Bilder und Illustrationen

Michelle Bernet, Robin Bisping, Noemi Ehrat, Sumanie Gächter, Lovina Koenig, Jonathan Progin, Julian Wiele

Cover

Jonathan Progin

Aufschlag

Noemi Ehrat

Lektorat

Adrienne Walder
korrektorin@medienverein.ch

Produktionssong #5/19

Yakety Sax – Boots Randolph





Progin

Moskau einfach

Untendurch — Tramfahren ist schon lange kein Erlebnis mehr. Entweder man starrt auf sein Smartphone, hört gelangweilt Musik oder trinkt Dosenbier auf dem Weg zur WG-Party. Irgendwann hat man die Stadt gesehen, zumindest aus dem Tramfenster. Aber nicht unterirdisch. Im Tramtunnel Milchbuck-Schwamendingen auf den Linien 7 und 9 geht die Post ab. Das Tram lärmt sich durch den Schacht wie die Moskauer U-Bahn in der Rush Hour und die Haltestellen sehen aus wie eine Raumstation. Dort ist Zürich für zweieinhalb Kilometer Weltstadt.

Tram 7 und 9, täglich



Gächter

Nicht nur für Kinder

Boom! — Wer kennt die Superhelden- oder Donald-Duck-Comics nicht? Irgendwann hört man plötzlich auf, sie zu lesen, und sie werden abgelöst von Sachbüchern, Romanen oder Pflichtlektüre. Die Comic- und Graphic-Novel-Palette ist jedoch breit gefächert: Von stark reduzierten Illustrationen bis hin zu an moderne Kunst grenzende Bebilderung gibt es alles. Analph bietet zahlreiche Comics an. Am besten nimmt man sich etwas Zeit, wandert durch die Bücherregale vor Ort und verliert sich in der Bildsprache der Zeichnungen.

Analph, Strassburgstrasse 10, 8004 Zürich



Caminada

Stopp, Uhr läuft

Pünktlich — Ich bin eine Schnellläuferin. Ich mag es nicht, wenn Leute vor mir herschleichen und mich stoppen. Aus Prinzip. Ein wenig wegen ständiger Zeitverschätzung. Okay, aus chronischer Unpünktlichkeit. Ein bizeli bin ich ja stolz ob dieser Konstanz, die ich zu kultivieren vermag, und dass ich mir da einen Namen gemacht habe. Nur freut sich niemand mit mir. So habe ich die Batterien meiner Swatch-Uhr endlich auswechseln lassen. Sie läuft wieder – genau wie ich, die ich auf baldige Genesung hoffe. Und vielleicht kaufe ich mir noch eine. Die glitzrige, die will ich halt auch.

Swatch-Uhr «Silverblush»



Tinnermann

Ballast abwerfen

Tauschbörse — Vielleicht hast du verspätet entdeckt, dass du keinen grünen Daumen oder keine Lust mehr auf das Paletten-Selbstverwirklichungsbastelprojekt hast. Jede*r will irgendwann Dinge loswerden. Jemand anders sucht aber möglicherweise sehnlichst nach dem Objekt, das gerade entsorgt werden soll. Hier greifen als Vermittler öffentliche, digitale und unkommerzielle Marktplätze ein. Das Grundprinzip ist simpel: Foto des unliebsamen, abzuholenden Objekts hochladen, Stadtkreis angeben, abholende Person informieren; rausstellen und weg ist's.

Gruppe «Will öpper...» auf Facebook



Ehrat

Punk-Nostalgien

Kultig — Sie haben die beste Auswahl an Docs: Vegan, tiefgeschnitten, bunt, matt. Sie verkaufen aber auch Schuhmarken wie Vagabond oder Clarks und haben sowieso die beste Beratung. Mit ein wenig Glück und der richtigen Schuhgrösse lassen sich auch Modelle ab fünf Stutz finden. Was es noch besser macht: Bereits meine Mutter hat ihre Schuhe da eingekauft. 1976 gegründet, befindet sich das Schuh- und Kleidergeschäft immer noch in Familienbesitz und zugleich immer noch im Niederdorf. Wenn das mal keine Errungenschaft ist.

Booster, Stüssihofstatt 6, 8001 Zürich



Bisping

Kleider machen Läuse

Verpackt — Seit sich Menschen kleiden, gebe es Kleiderläuse. Das behaupten zumindest einige Anthropolog*innen. Basierend auf Genanalysen von Läusen berechneten sie, dass Kleider vor rund 75'000 Jahren aufgefunden sind. So dürften bereits die Neandertaler in Stoffe eingemummt über die zugefrorene Schweiz gestapft sein. Heute schlurfe ich in Gedenken an diese Vorfahren in meiner neuen Herbstjacke durch die Strassen Zürichs. Eure Viren können mir nichts mehr anhaben. Einzig Kleiderläusen biete ich einen Unterschlupf.

Quandary Jacket, Patagonia

Ernst beiseite:
Wir wollen Spass





An der Olma versucht ein Besucher sein Glück an einem Schiesstand.

Saufen ohne Ende

An der Olma wird nicht nur auf Säuli gewettet und Bratwurst gegessen. Es wird auch ausgelassen gefeiert.

Sumanie Gächter (Reportage)

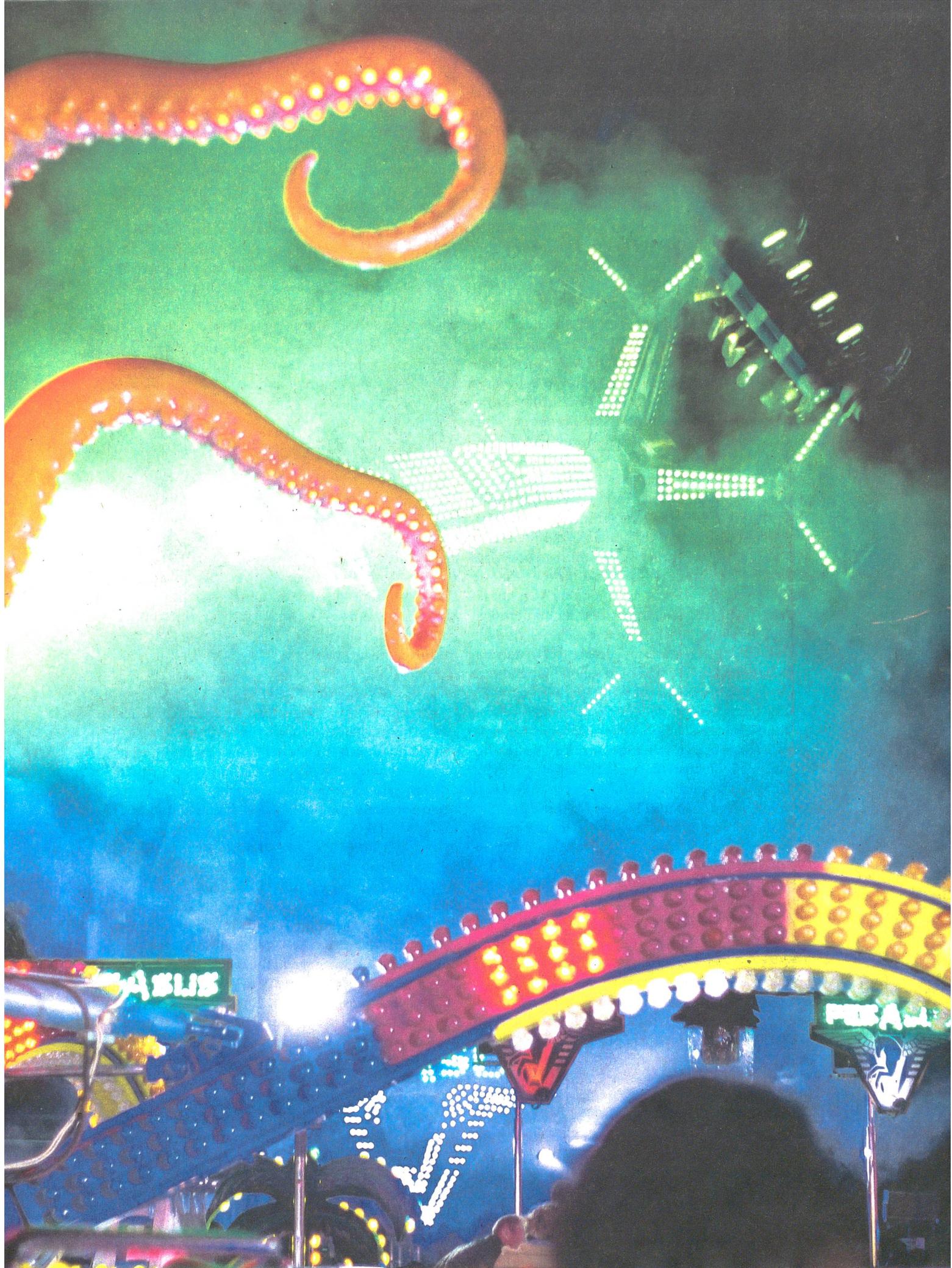
Noemi Ehrat (Bilder)

«D' W. Nuss vo Bümpliz» ist die Menge bereits aus der Ferne singen zu hören, während man dem Menschenstrom durch die St. Galler Altstadt folgt. Der DJ stoppt kurz die Musik, damit das Partyvolk aus voller Kehle den Refrain brüllen kann. Nein, es ist nicht das Oktoberfest, sondern die Olma. Die Gemeinsamkeiten: Auch hier fließt Alkohol in Strömen, und die Olmabratwurst ist doch der Weisswurst sehr ähnlich, wenn man das nicht so eng sieht. Was man aber tatsächlich nirgends findet: Senf.

Auf dem Areal tummeln sich Magenbrotconfisierien und Bratwursthersteller. Ihre Düfte vermischen sich und steigen einem in die Nase. Grelle Neonlichter verdrängen die Nacht. Wer sich tagsüber in den Messehallen aufgehalten hat, macht noch einen kurzen Zwischenstopp am Jahrmarkt. Es wird immer enger zwischen den Ständen. Jugendliche stehen für Bahnen an, die in schwindelerregender Höhe ihre Runden drehen. Auch die Boxsackstände sind gut besucht. Die jungen Männer feuern sich gegenseitig an, während sie die Fäuste schwingen und auf den Boxsack eindreschen.

Beisammensein im Vordergrund

Familien werden rarer, je weiter die Nacht voranschreitet. Eine Mutter steht mit ihrem kleinen Sohn vor der Autoscooterbahn. Mit leuchtenden Augen sieht er den kollidierenden farbigen Autos zu; noch



ist er zu klein dafür. Wer nach Beweggründen für diesen Jahrmarktbesuch sucht, erhält eine simple Antwort: Spass und das Beisammensein stehen im Vordergrund. Hanna Sabljo, 17, ist mit zwei Freundinnen unterwegs. Allesamt kommen sie aus dem St. Galler Werdenberg. «Ich bin erst zum zweiten Mal hier», erzählt sie. «Es ist ein guter Grund, mit Kolleginnen und Kollegen zusammenzukommen. Ausserdem kennt man hier viele Leute.» Die anderen beiden nicken zustimmend. «Auf Bahnen gehen wir aber nicht, das ist uns zu teuer», fügt sie lachend hinzu.

Geschichtsträchtige Messe

Im Gegensatz zum Oktoberfest ist die Olma keine Feierlichkeit, sondern eine Messe. Ursprünglich hiess sie Ostschweizer Land- und Milchwirtschaftliche Ausstellung, wurde aber später in Schweizer Messe für Landwirtschaft und Ernährung umbenannt, doch das Kürzel Olma blieb erhalten. Mittlerweile ist sie die grösste Publikumsmesse der Schweiz.

Tagsüber sind die riesigen Hallen auf dem Messeareal zugänglich. Noch immer werden gemäss alter Tradition Nutztiere vorgeführt und landwirtschaftliche Fahrzeuge verkauft. Die Olma besteht seit 1943 und war früher vor allem für Landwirte gedacht. Heutzutage ist die Olma für die gesamte Bevölkerung attraktiv, denn auch das Angebot ist erweitert worden. Standbetreiber*innen demonstrieren vollautomatische Kaffeemaschinen und die leistungsfähigsten Staubsaugerroboter. In den Degustationshallen hat man bald schon glühend rote Wangen, denn dort werben Wein- und Bierhersteller um die Gunst der Besuchenden. Es werden fleissig Spirituosen ausgeschenkt. Viele nutzen das Angebot, pilgern von Stand zu Stand und verköstigen und betrinken sich mit kostenlosen Produktproben. Nicht selten ist die Degustationshalle bereits mittags birstend voll mit torkelndem, lachendem Publikum.

Familienfreundlichere Hauptattraktionen sind unter anderem das tägliche «Säulirennen» inklusive Wettkasse. In der Arena feuern die Teilnehmenden ihr Säuli an. Wer richtig wettet, erhält ein Geschenk. Sollten einem die Standverkäufer*innen, die ihre Sachen zur Schau stellen wollen, doch zu viel werden, so ist der Herbstjahrmarkt der nächste Zufluchtsort.

Durchs Getümmel kämpfen

Der Herbstjahrmarkt geht seit Anbeginn eine Symbiose mit der Olma ein, denn die Stadt St. Gallen wird sonst nie in dieser Masse von Personen aus der umliegenden Region frequentiert. Tagsüber flanieren Familienväter und Mütter mit Kleinkindern durch die Museumsstrasse und die Kleinen erfreuen sich an den Bahnen. Je später es wird, desto mehr Jugendliche, junge Erwachsene und Junggebliebene pilgern in die Festzelte und drängen sich durch die Gassen. Es wird zusehends schwieriger, sich einen Weg

durch die Menge zu bahnen. Ständig rumpeln einen Menschengruppen an. Mittendrin spaziert ein älteres Ehepaar. Regula und Bruno Suter sind sich das Gemenge bereits gewohnt. «Ich bin schon so oft an der Olma gewesen, sicher mehr als zwanzig Mal», erzählt Regula. Sie sind im Zürcher Unterland sesshaft. Auf Nachfrage, was ihnen denn am Jahrmarkt gefällt, meinen sie: «Es macht einfach Spass, herumzuschauen, Leute zu beobachten, und natürlich kann man hier schlemmen. Asiatisch haben wir am liebsten.» Regula fügt noch hinzu: «Bahnen fahre ich aber nicht so gerne. Ausser das Riesenrad.»

Proportional zum Kälterwerden wächst die Nachfrage nach Marroni und warmem, dampfendem Raclette. Hat man eher Gluscht auf Süssspeisen, locken Stände mit gebrannten Mandeln und Magenbrot. Das «Rohner Magenbrot» aus dem St. Galler Rheintal

«Es macht Spass, Leute zu beobachten.»

Regula Suter

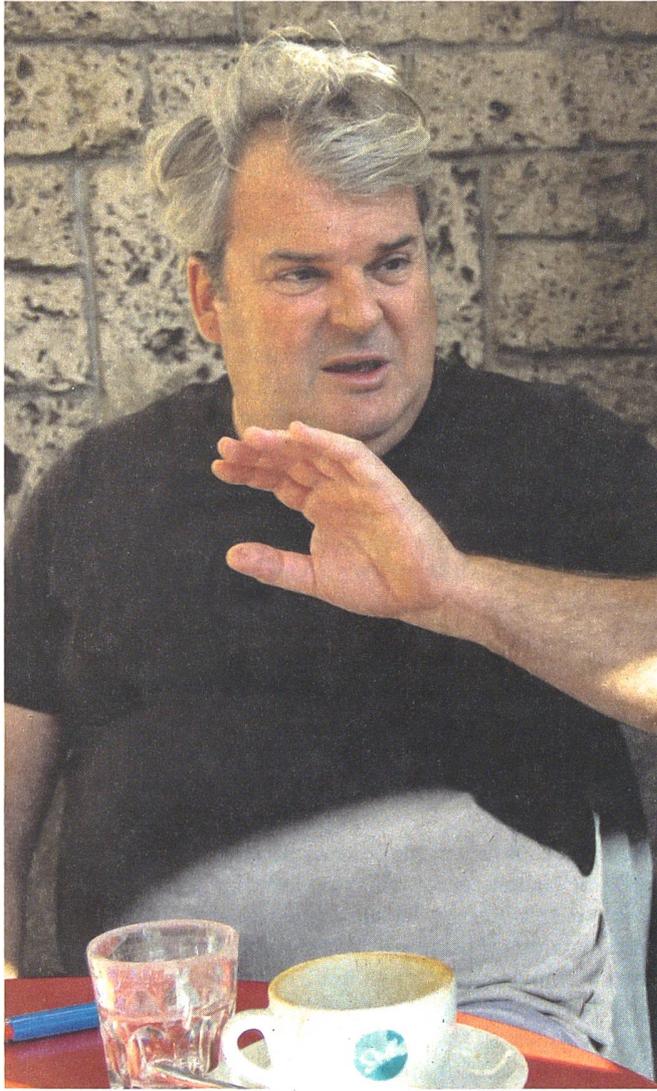
ist besonders bekannt, vor allem, seit der Inhaber vor drei Jahren zum 60. Jubiläum einen selbstproduzierten Song namens «Äs isch Chilbi Ziit» veröffentlicht hat. Der Song zählt mittlerweile bereits über 130'000 Aufrufe auf Youtube.

Vom Schlager zum Techno

Jede*r scheint ihren oder seinen Spass zu haben. Ob der Jahrmarkt den Mitarbeiter*innen hinter den Tressen auch Vergnügen bereitet? Ruth Fries, 58, sitzt im Kassenhäuschen der Bahn «Oktopus». «Früher arbeitete ich an Schiessbuden und Kinderfliegern. Mit dieser Bahn bin ich jetzt aber zum ersten Mal hier.» Der «Oktopus» macht seinem tierischen Namensvetter alle Ehre. Die tentakligen Arme sind mit Blinklichtern ausgestattet und wirbeln herum. «Wenn schönes Wetter ist, hat es mehr Leute, die sich für die Bahn begeistern können. Es gibt viel zu tun, Spass habe ich aber dennoch.»

Erst wenn die letzten Stände schliessen, beginnt die Party und nimmt gegenüber von der Tonhalle ihren Lauf. Technosound und tiefe Bässe lösen Schlager und Volksmusik ab. Der Lärm- und Alkoholpegel steigt. Was die Partywütigen erfreut, löst bei manchen Anwohnenden Ärger aus. So haben sie jedes Jahr, trotz zur Verfügung stehender Sanitäreinrichtungen, immer wieder Wildpinkler im eigenen Garten und Abfallberge, die sich vor ihren Türen stapeln.

Die Veranstaltung dauert insgesamt zehn Tage. Danach halten schon bald wieder Weihnachtsmärkte Einzug. Anstatt reichlich Bier und Bratwurst heisst es dann aber Glühwein und Raclette. ♦



«Anfangs sah ich mich nicht als Komiker»

Wenn einer etwas von Spass versteht, dann er: Mike Müller gehört zu den erfolgreichsten seines Metiers.

Robin Bisping (Interview)

Jonathan Progin (Bilder)

Herr Müller, waren Sie ein Klassenclown?

Nein, ich war kein Unterhalter in der Schule. Ich verhielt mich nicht anders als meine engsten Kollegen. Natürlich provozierte ich. Aber ich finde das normal.

Sie studierten 27 Semester lang Philosophie an der Uni Zürich. Warum brauchten Sie so lange?

Ich blieb bei einer Seminararbeit stecken. Und ich arbeitete immer nebenbei. Gegen Ende des Studiums unterrichtete ich Englisch in einer Sek-C-Klasse. Das ist aber nur die halbe Wahrheit. Meine Theateraktivitäten wurden immer grösser und aufwendiger. Das kreuzte sich einfach.

Hatten Sie Spass im Studium?

Die Uni unterhielt mich viel zu stark. Ich liess mich gerne ablenken. Das Problem habe ich heute noch. Es gab interessante Leute, die ich beobachten konnte. Der Start war aber harzig. Ich fühlte mich als Provinzler, und ein richtiger Pardestudent wurde ich nie. Spannend fand ich es erst gegen den Schluss.

Waren Sie schon damals ein politischer Mensch?

Ich wurde früh politisiert. Am Esstisch gab es grosse Grabenkämpfe. Mit 17 Jahren abonnierte ich die Arbeiterzeitung «AZ», um meinen Vater zu ärgern. Das war früher die rote Zeitung.

Aber in politischen Vereinen waren Sie nie?

Die habe ich alle ausgelassen. Einmal sagte mir ein Kollege in einem Seminar: «Ich bin Maoist.» Da begann ich laut zu lachen. Ich fand es einen Hammerwitz, bei dem, was wir lasen. Er meinte es aber ernst. Ich hatte vielleicht aus Instinkt eine Abneigung gegen diese Ideologien.

Warum eine Abneigung?

Das sind Ideologien, die auf Allmachtsfantasien fussen. Sie sind letztlich enorm optimistisch. Ich habe Freude an Vitalität. Darum habe ich Tiere so gerne.

Wie bitte?

Ich finde Tiere sehr interessant. Ich finde auch Kinder lustig, weil sie eine Vitalität verkörpern, die uns Erwachsenen abhanden kommt. Vitalität ist in all diesen Ideologien nicht vorhanden. Sie bedienen nur ihren Sektor. Das ist entweder Heimatkitsch, Technologieglaube oder Klassenkampf. Sie streiten sich um die Vorherrschaft der Rede. Und sie kommen einander ins Gehege. Ich will keiner Gruppe ausschliesslich angehören.

Sie moderierten fast neun Jahre lang zusammen mit Viktor Giacobbo die Late-Night-Show «Giacobbo/Müller» im Schweizer Fernsehen. Wie wurden Sie zum Komiker?

Ich sah mich anfangs nicht als Komiker. Ich bin über das Theater dazu gekommen. In der Theatergruppe Olten improvisierten wir viel. Und wir spielten

immer Produktionen, die auch lustig waren. Humor lässt sich nicht an einer Schule erlernen. Sobald Humor konfektioniert wird, ist er nicht mehr überraschend.

Gibt es für Sie Grenzen, über was Sie sich lustig machen?

Bei der Sendung war für mich klar: Ich mache nichts über eine Massenentlassung bei ABB oder über die Vergewaltigung eines Au-pairs. Die Themen sind nicht tabu, sie sind halt einfach nicht lustig. Als

«Es ist gut, wenn die Leute wegen mir lachen.»

Komiker kann ich höchstens die Medienberichterstattung über diese Ereignisse kritisieren. Beim Vierfachmord von Ruppertschwil machten wir genau das. Der «Tages-Anzeiger» hatte den Weg des Täters zum Tathaus gefilmt. Das Video hatte einen Mehrwert von -300.

Heute teilen Sie gerne auf Twitter aus. Ist das Ihr Ersatz für die Late-Night-Bühne?

Ich finde Twitter eine lustige Plattform, um sich zu zoffen. Die Diskussionen sind ein Hahnenkampf. Manchen Leuten ist das auch zu viel.

Sehen Sie in der Plattform eine Konkurrenz zu Late-Night-Shows?

Twitter hat eine gewisse Ähnlichkeit zu Late-Night. Kürze ist entscheidend. Man muss schnell, direkt, klar und böse sein. Während laufender Staffeln hielten Viktor und ich uns auf Twitter zurück. Wir wollten die besten Jokes in die Sendung nehmen und sie nicht auf Twitter rauslassen. Wir fanden aber auch zwei, drei Autor*innen über Twitter. Sie brachten guten Inhalt und beherrschten die Form. Wir merkten, dass sie uns keine langen Reden für die Sendung vorschlagen würden. Denn das hätte in einer Late-Night-Sendung, so wie wir sie machten, nicht funktioniert. Es ist jedoch nicht die einzig wahre Form.

Aber Ihre Lieblingsform?

Es war die, die damals richtig war. Heute müsste man eine solche Sendung anders gestalten. Die Unterhaltung verändert sich. Die Kanäle werden komplett anders. Wenn am Mittwoch etwas passiert, ist man am Sonntag ein wenig zu spät: Die besten Memes wurden bereits gesehen – und die sind leider nicht von einem selber. Memes waren vor sechs Jahren noch nicht so populär. Und auf Instagram haben die Clips eine andere Form. Lineares Fernsehen ist unter Druck. Ich sehe das auch bei mir persönlich. Bis vor

fünf Jahren habe ich so gekocht, dass wir um 19.30 Uhr essen konnten, wenn die «Tagesschau» beginnt. Das mache ich heute nicht mehr. Die «Tagesschau» läuft dann, wenn ich es will. Nämlich dann, wenn die Sauce eingekocht ist. Keine Sekunde vorher.

Ihre Sendung war beliebt: Sie erreichte bis zuletzt einen Drittel der Deutschschweizer Fernsehzuschauenden. Trotzdem haben Sie aufgehört. Hatten Sie keine Lust mehr?

Nein. Wir haben die Sendung bis zur letzten Show gerne gemacht. Wir haben uns jedes Jahr formell gefragt, ob wir weitermachen wollen. Unsere Verträge liefen nie länger als ein Jahr. Irgendwann fanden wir: Jetzt haben wir genug. Wir sind nicht solche, die ewig dasselbe machen wollen. In der Regel eröffnen sich einem dann auch neue Möglichkeiten. Unmittelbar am Fest nach der letzten Sendung, keine 15 Minuten danach, fragte mich Fredy Knie, ob ich mit Viktor für eine Saison zum Zirkus Knie kommen wolle.

Sie nahmen das Angebot an. Seit Anfang Jahr treten Sie zusammen mit Viktor Giacobbo im Zirkus Knie auf. Zweifeln Sie nach all den Jahren noch, ob ihre Auftritte gelingen?

Ja, bei etwas Neuem immer. Bei einer Late-Night-Show heisst es sowieso: «You better be funny». Und wenn ich als Komiker im Zirkus auftrete, ist es gut, wenn die Leute wegen mir lachen. Sonst habe ich ein Problem. Wir treten zwischen akrobatischen Glanznummern auf und sind auf 340 Grad vom Publikum umgeben. Jede Nummer ist neu geschrieben, jede Nummer ist auf den Zirkus bezogen. Ob die Nummern dann im Zirkus funktionieren, war nicht klar. Einer meiner Auftritte, bei dem ich Mike Shiva spiele, ist improvisiert und hängt davon ab, was mich das Publikum fragt. Ich gehe damit ein gewisses Risiko ein. Nicht an jedem Abend funktioniert die Nummer gleich gut. Das Publikum sieht, dass es ein wenig gefährlich ist.

Komik muss also ein wenig gefährlich sein?

Nein, das halte ich für moralisch überhöht. Überraschend muss sie sein. Und eine Improvisation ist überraschend. Zweimal wollte jemand von mir als Mike Shiva wissen: «Wie sieht das zweihundertjährige Jubiläum des Zirkus Knie aus?» Als Komiker habe ich zwei Möglichkeiten: Entweder antworte ich sehr schnell, dann muss ich gar nicht so lustig sein. Oder aber, ich überlege mir eine Antwort. Dann sollte sie sehr lustig sein. Auf die Frage nach dem nächsten Zirkus-Jubiläum ist mir rausgerutscht: «Ähnlich wie heute, einfach ohne dich.» Wenn diese Antwort schnell genug kommt, dann funktioniert sie. Darauf kann ich mich einfach nicht vorbereiten. Wenn die Frage an einem anderen Abend wieder gestellt wird, bringe ich die Antwort erneut. Das nutze ich gnadenlos aus.

Sie spielen immer noch dieselben Figuren wie schon für die Fernsehsendung. Langweilt Sie das nicht?

Figuren, die uns langweilten, haben wir ausgestaubt. Die Figuren entwickeln sich weiter. Der grosse Schweizer Clown «Grock» spielte drei Nummern – und das in seinem gesamten Leben!

Herrscht beim Zirkus eine andere Kultur?

Beim Zirkus wird bei allem zuerst geschaut, ob es geht. Aber es wird versucht. Beim Fernsehen hingegen mussten wir einige Male gegen die Strukturen ankämpfen. Mich interessiert nur der Inhalt. Da bin ich ein wenig primitiv. Wenn mir jemand sagt, etwas sei wegen einer Struktur nicht möglich, werde ich arrogant. Entweder wird die Struktur geändert, und zwar sofort, und wir können das Projekt durchziehen. Oder halt eben nicht.

Stiessen Sie oft auf Widerstände?

Beim Verteidigungsdepartement, dem VBS, gab es auch kritische Stimmen gegenüber unserem Stück «Truppenbesuch», das ich mit meinem Bruder Tobi schrieb. Ich traf mich mit den Presseverantwortlichen der Armee und sagte: «Ich bin Armeegegner, mein Bruder ist Armeegegner, der Regisseur ist Armeegegner. Aber wir wollen ein Stück über die Armee machen.» Sie haben sich für das Projekt eingesetzt. Die Armee kommuniziert offen. Das hat mich überrascht. Sonst gibt es für alles Medienverantwortliche, damit man nicht mehr an die Leute gelangt. Die sitzen dabei und schneiden einem das Wort ab. Von einem Bankenchef erfährt man heute nichts mehr.

Und wie half Ihnen das Philosophiestudium bei all dem?

Früher wurde ich das aus zwei Gründen gefragt. Die einen sagten, das Studium bringe nichts. Das waren Leute, die es abgebrochen hatten. Die anderen fragten mich, warum ich solche Theaterstücke schreibe. Das waren Leute, die das Studium abgeschlossen hatten. Das Studium war ein Teil meines Weges und prägt mich bis heute. Es war ein schickes Buffet, an dem ich mich bedienen konnte. Das macht man nur einmal im Leben. Man studiert zu einer Zeit, in der die ökonomischen Zwänge noch nicht so gross sind.

Sie würden wieder dasselbe studieren?

Heute sind meine Interessen breiter. Im Moment beschäftige ich mich für ein neues Stück mit Erbrecht. Darum interessiere ich mich für juristische Fragen. Früher habe ich Jurist*innen hochnäsiger abgelehnt. Mit der Zeit merkte ich, dass es noch andere Richtungen gibt, die mir liegen. Ein naturwissenschaftliches Studium würde ich jedoch nie wählen.

Aber Sie sind doch technikbegeistert.

Ein naturwissenschaftliches Studium ist für mich etwa so abwegig wie eine Profisportkarriere. Ich mache selber sehr viel Sport. Das sieht man mir

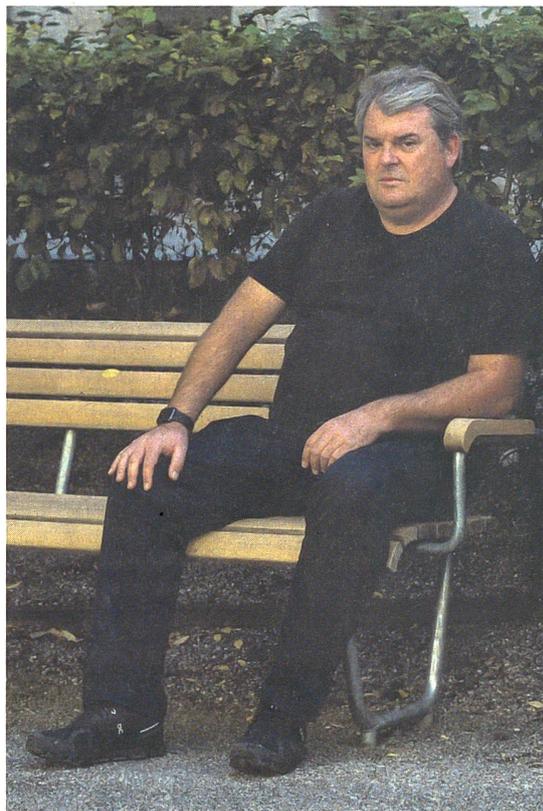
leider nicht an. Sport ist ein guter Ausgleich für mich. Ich brauche auch für meine Theaterstücke viel Kondition, damit ich auf der Bühne nicht abnipple. Das heisst aber nicht, dass ich je sportlich geworden wäre. Ich hatte auch nie kompetitive Ambitionen.

Sie haben die letzten Jahrzehnte die Schweiz bespast. Wovon lassen Sie sich unterhalten?

Ich möchte ein möglichst breites Humorverständnis haben. Es gibt viel Lustiges, auf dem nicht «Humor» darauf steht. In letzter Zeit habe ich aus beruflichen Gründen amerikanische Stand-Ups geschaut. Dort geht es viel mehr um Penisse und Vaginas.

Das finden Sie lustig?

Nein, finde ich nicht. Es gibt eine kulturelle Differenz zwischen den USA und Europa. In den USA wächst man in einem Umfeld auf, in dem alles «geblurred» und «gebeeped» ist. Ich habe auch nichts gegen derbe Witze. Ich könnte einfach nicht auf eine Bühne steigen und 90 Minuten von meinem Schwanz erzählen. Als alter, weisser Mann sowieso nicht. ♦



Zur Person

Mike Müller ist Autor und Schauspieler. In seiner Jugend gründete er zusammen mit Freunden die Theatergruppe Olten. Später war er als Schauspieler in der freien Szene in Zürich tätig. In der TV-Serie «Der Bestatter» des Schweizer Fernsehens spielte er die Hauptrolle und moderierte knapp neun Jahre lang die Late-Night-Show «Giacobbo/Müller» zusammen mit Viktor Giacobbo. Zurzeit treten beide zusammen als Komiker-Duo im Zirkus Knie auf.

Dem Goldenen Schnatz hinterher

Die Turicum Thunderbirds sind das beste Quidditch-Team der Schweiz. Angefangen hat alles aus Plausch.

Robin Bisping



Linnéa Grimm, Vorstandsmitglied der Turicum Thunderbirds, spielt als Jägerin.

Auf der Sportanlage Allmend Brunau in Zürich herrscht reger Betrieb. Es ist Abend. Im grellen Licht der Scheinwerfer wird Rugby gespielt, geskatet und Crossfit praktiziert. Nebenan rennen knapp zwanzig Menschen mit Plastikstäben zwischen den Beinen über eine unbeleuchtete Wiese und werfen sich Bälle zu. Es ist das Training der Turicum Thunderbirds, dem besten Quidditch-Team der Schweiz.

Quidditch stammt aus der Buchserie «Harry Potter». Darin fliegen die Zauberschüler*innen mit Besen über ein Spielfeld. In der Sportart Quidditch gibt es hingegen keine richtigen Besen. Stattdessen klemmen sich die Spieler*innen einen Plastikstab

zwischen den Beinen ein. Sie spielen in vier verschiedenen Funktionen mit fünf Bällen: Einer dieser Bälle wird verwendet, um Punkte zu erzielen, indem er durch die Ringe des gegnerischen Teams geworfen wird. Andere Bälle dienen dazu, das gegnerische Team abzuschliessen. Der Schweizerische Quidditchverband beschreibt die Sportart als eine Mischung aus Handball, Völkerball und Rugby.

Sportart will sich von Harry Potter distanzieren

«Wir sind keine Nerds, die mit Besen über ein Feld rennen», sagt Linnéa Grimm. Die Maturandin ist im Vorstand der Turicum Thunderbirds. «Wir versuchen

vom Harry-Potter-Image wegzukommen.» Nicht alle Mitglieder seien Fans der Buchserie. Schon gar nicht sei es eine Voraussetzung, die Bücher gelesen zu haben. Die Sportart habe mit derjenigen aus Harry Potter nicht mehr viel zu tun, ausser dass die Bezeichnungen gleich seien. «Harry Potter dient uns als Aufhänger, um Leute anzusprechen. Es ist aber nicht der Hauptinhalt», sagt sie.

Obwohl sie sich von Harry Potter distanzieren wollen, halten sie an den Besen fest: «Die Besen sind unser Handicap», so Linnéa. Ohne diese wäre es witzlos. Das Fangen sei am Anfang schwierig. Intuitiv halte man den Besen mit einer Hand fest und versuche mit der anderen Hand den Ball zu fangen. Das funktioniere nicht. Man müsse sich Techniken angewöhnen, um mit einem Besen zwischen den Beinen einen Ball fangen und gleichzeitig anderen Bällen ausweichen zu können. Denn wer den Besen verliert, muss zu seinen eigenen Toringen zurück rennen. «Zu Beginn fühlt man sich, als ob man auf die Toilette müsste», so die Spielerin. »Das geht allen so. Das Gefühl legt sich spätestens nach drei Trainings. Dann merkt man den Besen kaum noch.»

Die Regeln aus Youtube-Videos abgesehen

Die Turicum Thunderbirds üben sich an jenem Abend im Passen und trainieren gängige Spielsituationen. Die Trainingsbedingungen sind nicht optimal. Es wird schnell dunkel und der Rasen ist feucht. Einige Teammitglieder tragen Stollenschuhe, Knieschoner oder gar einen Mundschutz. Denn Quidditch ist ein Kontaktsport. An Turnieren müssen alle Spieler*innen einen Mundschutz tragen – das ist Vorschrift. Die Besen, Ringe und das restliche Material lagern sie bei sich zu Hause. Es muss für jedes Training zur Sportanlage transportiert werden. Räumlichkeiten hat der Verein nicht.

Die Turicum Thunderbirds gibt es seit drei Jahren. «Anfangs bestand die Gruppe aus Cosplayer*innen», sagt Coachin Flavia Luz. Sie studiert Umweltnaturwissenschaften an der ETH. Die Gruppe habe sich die Regeln damals aus Youtube-Videos abgesehen. «Es ging ihnen nur um den Spass. Vorwärts kamen sie nicht, aber das war auch nicht ihr Ziel.» Seither ist die Sportart populärer geworden. In der Schweiz gibt es heute sieben Teams. Auch die Turicum Thunderbirds haben sich professionalisiert. Sie trainieren zweimal pro Woche. Ende September haben sie bereits zum zweiten Mal die Schweizermeisterschaft gewonnen, und sie nehmen auch an internationalen Wettkämpfen teil.

Alle dürfen im Nationalteam mitspielen

«Quidditch hat eine einzigartige Community», sagt Linnéa. «Auf dem Spielfeld gibt man alles. Zürich und Basel sind auch im Quidditch Zürich und Basel.» Nach einem Spiel juble man sich aber gegenseitig zu. Das sei etwas, was es in anderen Sportarten nicht

gebe. Flavia pflichtet ihr bei: «An internationalen Turnieren herrscht eine tolle Stimmung. Man wird von anderen Spieler*innen angesprochen und redet mit allen.» Es sei auch möglich, andere Teams im Ausland zu besuchen. Man werde ins Team integriert und umsorgt – und das einzig deshalb, weil man denselben Sport spiele. «Ich habe auch schon zwei Australier spontan bei mir aufgenommen, die mich angeschrieben haben», sagt sie. «Als ich keine Zeit mehr hatte, übergab ich sie an ein anderes Teammitglied.» Am Training in der Allmend Brunau ist auch eine Spielerin aus Holland dabei. Sie fährt durch Europa und besucht jedes Quidditch-Team auf ihrer Reise.

Weil es eine junge, unbekanntere Sportart ist, basiert alles auf Freiwilligenarbeit. «Würde Quidditch zu einem Breitensport werden, würde sich die Community verändern», ist sich Flavia sicher. Zugleich stellt die kleine Grösse der Sportart eine Herausforderung dar. Teams aus der Türkei oder aus Uganda hatten in der Vergangenheit Mühe, an internationalen Turnieren teilzunehmen. Der Grund: Die Austragungsländer verweigerten ihnen die Einreise. Ausserdem können nicht alle Länderteams die Reisekosten bezahlen. Die Weltmeisterschaft wird nächstes Jahr in Richmond, USA stattfinden. «Für das ugandische Team wird es beispielsweise fast unmöglich sein, nach Richmond zu reisen», sagt Linnéa. «Darum wird es wieder Crowdfunding-Kampagnen geben, um diesen Teams die Teilnahme zu finanzieren.»

Kein Geld für eine Platzmiete

Zu den besten Quidditch-Nationen gehören unter anderem die USA, Belgien und Deutschland. Die Sportart ist in jenen Ländern populärer als in der Schweiz. Das Coaching-Niveau befinde sich auf einem höheren Level als hierzulande, so Flavia. Ihre Nationalmannschaften würden sie aus den besten Spieler*innen bilden. «In der Schweiz dürfen alle in der Nationalmannschaft mitspielen, die das wollen. Das entspricht dem ursprünglichen Quidditch-Spirit.» Dadurch seien sie zwar weniger leistungsfähig, dafür kämen alle auf ihre Kosten. Die Schweiz landet an internationalen Turnieren stets in der hinteren Hälfte der Rangliste. «Ich finde unser System trotzdem gut», sagt Flavia.

Das Training der Turicum Thunderbirds muss frühzeitig beendet werden. Es ist zu dunkel. Fliegende Bälle sind nur noch schwer zu erkennen. «Wir haben nicht genug Geld, um uns eine Platzmiete in Zürich zu leisten», sagt Linnéa. Das Team ist darauf angewiesen, dass ihm die Stadt oder Vereine einen günstigen Platz zur Verfügung stellen. «Wir haben auch schon versucht, mit dem ASVZ ein Angebot aufzubauen», so Flavia. Das sei bis jetzt aber noch nicht geglückt. Der ASVZ überlässt ihnen immerhin im Winter kostenlos einen Tennisplatz am Irchel. Dort werden sie auch ab kommender Woche wieder trainieren – im Winter dann selbst bei Schnee und Eis. ◊

Zeit zum Blättern

Print Matters ist ein Zufluchtsort für Magazin-Liebhabende.

Sophie Daeniker (Text) und Julian Wiele (Bild)



Im Herzen des Kreis Vier liegt der Laden des ZHdK-Absolventen Maurice Müller, eine Wohlfühlloase voller Print-Magazine. Die zwei hellen Verkaufsräume, eine Leselounge und eine Kaffeemaschine laden zum Verweilen und zum Erkunden einer grossen Auswahl an Magazinen ein.

Vor vier Jahren riefen fünf Freunde zusammen Print Matters ins Leben, mit dem Ziel, eine Plattform für unabhängige

Printmedien zu schaffen. Seit verganginem Frühling ist die Hohlstrasse 9 das permanente Zuhause des Ladens – dank Crowdfunding. Zwischen grossen Namen wie «Reportagen» und «Monocle» finden sich auch unbekanntere Printmedien.

Maurice ist zuversichtlich, dass Print noch immer gefragt ist. Zwar sei klar, dass Mainstream-Medien zurückgingen und Kioske eine immer kleinere Auswahl

an Magazinen anbieten. Doch der Print erlebe einen Aufschwung. «Die Kunden schätzen den Nostalgiewert des Produktes, die Qualität von Bild, Text und Gestaltung.» Es sei kein schnelllebiges Objekt, das nach der Lektüre gleich entsorgt werde. So halten die Besucher*innen liebevoll kuratierte Magazine aus aller Welt in den Händen, die zu Sammlerstücken werden könnten. ◇



Dem Team von «Zürich liest» geht es nicht darum, Nichtlesende zu konvertieren.

Fest der Bücher

Das Literaturfestival «Zürich liest» will den Austausch zwischen Leseratten fördern.

Leonie Projer (Text)
Sumanie Gächter (Bild)

Lesen wird üblicherweise als solitäre Tätigkeit aufgefasst. Wer aber beim Lesen die Interaktion mit anderen Menschen vermisst, kann sich auf das Literaturfestival «Zürich liest» freuen. Besuchende können sich dort an unterschiedlichen Veranstaltungen mit anderen über die

jeweiligen Lieblingsautor*innen austauschen. Dieses Jahr feiert «Zürich liest» seinen neunten Geburtstag. Doch es zeigt keine Anzeichen von Ermüdung: «Wir verzeichnen jedes Jahr konstante Besucherzahlen», erzählt Violanta von Salis, Co-Festivalleiterin von «Zürich liest».

Multimediales Lesen

Dieses Jahr stehen einige brandneue Veranstaltungen auf dem Programm: Wer eine Virtual-Reality-Brille ausprobieren will, kann dies an der Lesung «Los 360° VR» tun. Mithilfe einer Brille mit Mikrodisplay und Kamera tauchen die Teilnehmenden in die Lesung von Klaus Merz ein. Auch Musikfans kommen am «Zürich liest» auf ihre Kosten. Programmleiter Martin Walker empfiehlt die multimediale Veranstaltung «Fliegenpapier». Das jazzige «Yam Yabasha Ensemble» vertont dabei einen Comic, während dieser auf eine Fläche projiziert wird und ein Schauspieler den Text dazu spricht. Für alle, die vom verkrümmten Sitzen beim Lesen Rückenschmerzen bekommen,

gibt es Yogastunden beim Literaten und fliegenden Yoga-Lehrer Ben Rakidzija. Er hilft, den Rücken wieder geradezubiegen, so dass dem Lesen des nächsten Wälzers nichts im Weg steht.

Die Schwierigkeit des umfangreichen Programms besteht darin, sich durchzukämpfen und den Überblick nicht zu verlieren. Dadurch, dass der Zürcher Buchhändler- und Verlegerverein hinter dem Festival steht, können sogar Events im ganzen Kanton angeboten werden.

Innovativ, aber nicht erzwungen

Entgegen der Vermutung, die das ausgefallene Programm aufkommen lässt, gehe es bei den Veranstaltungen laut von Salis nicht darum, sich mit möglichst innovativen Lesungen von anderen Literaturfestivals zu unterscheiden. «Zürich liest» wolle bloss den unterschiedlichen Bedürfnissen gerecht werden. «Wir wollen den Besuchenden etwas bieten, was sie nicht haben, wenn sie zu Hause alleine ein Buch lesen», sagt von Salis. Dazu gehörten auch Lesungen an speziellen Orten, wie in einem Tram. Das Lesen werde so zu einem Erlebnis. Walker betont aber, dass es immer auch vom Buch und den Schreibenden abhängt, wie die Veranstaltung gestaltet wird. «Es gibt Bücher und Autor*innen, bei denen eine klassische Lesung am besten funktioniert. Da muss man auch nichts Innovatives erzwingen.»

Ein Besuch des Festivals ist auch für Studierende möglich, die knapp bei Kasse sind. Viele Veranstaltungen sind gratis, und für die, die kostenpflichtig sind, gibt es Studierendenrabatt. Trotzdem beobachteten von Salis und Walker in den vergangenen Jahren, dass unter den Festivalbesuchenden wenig junge Leute zu finden sind. Vielleicht sind Studis mit ihrer Uni-Pflichtlektüre bereits so übersättigt, dass sie kein zusätzliches Buch in die Hand nehmen mögen? Walker und von Salis sind sich aber einig, dass es ihnen beim Festival nicht darum geht, Nichtlesende zu konvertieren. Wenn durch das Festival und den Austausch mit anderen Besuchenden die Liebe zur Literatur wieder neu entfacht werde, dann würden sie ihre Aufgabe mehr als erfüllt sehen. ◊

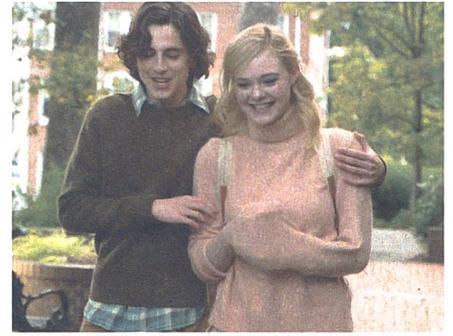
Zürich liest 2019: «Sein und Schein»
Das Literaturfestival findet vom 23. bis 27. Oktober statt. Weitere Informationen sind unter www.zuerich-liest.ch zu finden.

Störrisches Relikt — Blau züngelnde Flammen entweichen aus deiner Höhle, wenn ich dich beschwöre. Versuche ich dich zu dimmen, erlöschen sie; provoziere ich dich zu lange, wirst du impulsiv, sodass ich erschrocken zurückweiche und dich für einige Sekunden in Ruhe lasse.

Eigentlich bist du ein Relikt aus vordigitalen Zeiten, denn deine Funktionsweise lässt sich nicht in Zahlen messen. Du hast deinen eigenen Willen. Was andere von dir wollen, ist dir egal, denn anpassen kannst du dich nicht mehr: Dafür bist du zu alt. In unserer Küche lebst du sicher schon länger als dreissig Jahre.

Seit ich dich kenne, missachte ich die Zeitangaben in Rezepten und auf Packungsbeilagen, denn ich weiss: Du ignorierst sie. Kuchen backst du nie ganz durch, und wenn ich nicht aufpasse, verbrennst du meinen Kaffee. Mittlerweile weiss ich aber: Oben rechts koche ich schnell Wasser, unten links langsam köchelnd Haferflocken. Ich glaube dich in deiner Unverständlichkeit erschlossen zu haben, denn: Langjährige Koexistenz hat uns zu Verbündeten gemacht.

Du bist mir ans Herz gewachsen, wie du blauflämmelnd vor dich hin brennst. Aber bald wirst du sicherlich ersetzt werden. Neben Röhrenfernsehern und alten Weckern wirst du auf der Entsorgungsstelle abgeladen. Zeiteffizienz und Berechenbarkeit sind dir fremd. Genau das wird dir zum Verhängnis – und macht dich gleichzeitig einzigartig, liebster Gasherdd.



Aus der Zeit gefallen

Kino — In seinem neuesten Film «A Rainy Day in New York» zeigt Woody Allen wieder einmal seine geliebte Heimatstadt. Die Ästhetik des Filmes weiss durchaus zu gefallen, doch die Handlung schwankt zwischen Belanglosigkeit und Nostalgie und zeigt, dass es dem Spätwerk des 82-jährigen Regisseurs vor allem an einem mangelt: Innovation.

Der Student Gatsby (Timothée Chalamet) begleitet seine Freundin Ashleigh (Elle Fanning) für ein Wochenende nach New York. Ashleigh hat ein Interview mit dem bekannten Regisseur Roland Pollard ergattert. Es verläuft aber alles andere als geplant, und die angehende Journalistin verfängt sich in einer Kaskade kurioser Ereignisse. Gatsby streift indessen alleine durch die Stadt und trifft dabei zufällig auf Shannon (Selena Gomez).

Der Film hüllt die regnerische Stadt in einen pastellfarbenen Schleier und zeigt Woody Allens Manhattan einmal mehr, wie er es selber gerne sieht: als eine romantische Verklärung. Während die Bildästhetik und die Kameraführung überzeugen, ist die Qualität der Handlung abhängig davon, welcher Charakter im Mittelpunkt steht: Ist Ashleigh im Zentrum, sind die Dialoge geprägt von peinlichen Witzen und Elle Fannings hypernervösem Schauspiel. Wenn hingegen Gatsby die Handlung vorantreibt, dann kommen die ernsteren, melancholischen Untertöne des Filmes zum Vorschein. Selena Gomez überzeugt in der Rolle der kecken Shannon. Ihre Szenen zusammen mit Chalamet sind die besten des Filmes. Man wird das Gefühl aber nicht los, dies alles schon einmal so ähnlich, und vor allem besser, in Allens früheren Filmen gesehen zu haben.

Die im Raum stehenden Missbrauchsvorwürfe gegen Allen können dem Film durchaus einen schalen Beigeschmack verleihen. Falls die Vorwürfe wahr sein sollten, könnte sein gesamtes filmisches Schaffen in ein anderes Licht gerückt werden. In künstlerischer Hinsicht wünscht man dem Regisseur hauptsächlich eines: mehr Kreativität. Und so geht es Allen wie dem grossen Gatsby aus Fitzgeralds Roman: Er stemmt sich gegen den Strom – und treibt doch stetig zurück, dem Vergangenen zu.

[sap]

Woody Allens «A Rainy Day in New York» läuft ab dem 5. Dezember im Kino.

Nuria Tinnermann

Wir vergöttern, was wir lieben, und loben es in den Himmel.

AMORE



Hommage an die Arbeiterklasse

Buch — «Tanzen für die Demokratie», «Geste der Brüderlichkeit», «Jubiläumsfeier zur Blütezeit»: Die Titel des Fotobuchs «Chronist der sozialen Schweiz: Fotografien von Ernst Koehli 1933–1953» sind gefühlsgeladen. Gefühlsgeladen sind auch die Schwarz-weiss-Fotografien der Arbeiterklasse, die die Stimmungen und Emotionen von damals eindrücklich aufleben lassen. Das Fotobuch legt das Werk des zu seinen Lebzeiten unbekannt gebliebenen Künstlers dar und begleitet die Aufnahmen mit Texten verschiedenster Autor*innen. So bettet etwa Melinda Nadj Abonji die Fotografien in den historischen Kontext ein.

Eine Aufnahme zeigt den Zürcher Münsterhof, der als Versammlungsort zahlreicher Arbeiterinnen und Arbeiter diente. Herrische Hüte, aufwändig hochgesteckte Frisuren und reichlich Fahnen stechen aus der Masse hervor und verleihen der Aufnahme Spannung. Das Thema hinter der Versammlung: die Einführung der AHV. Das Foto ist ein hervorragendes Beispiel, um Koehlis Technik zu charakterisieren. «Er war kein Meister der Momentaufnahmen und Schnapschüsse», sagt Herausgeber und Historiker Christian Koller. «Er zeigte die Situationen geordnet und vermied das Festhalten von Gewaltausbrüchen.»

Koehli versuchte stets, eine gewisse Distanz zu seinen Objekten zu wahren, und betonte somit das Dokumentarische. Interessant sind dabei seine Diagonalkompositionen: Bei vielen von Koehlis Aufnahmen können entlang der Diagonale dem Fotografen wichtige Punkte erkannt werden. Das Bild des Münsterhofs zeigt wie viele der anderen Fotografien eine gut strukturierte und dem politischen Erfolg geweihte Bewegung. «Koehli provozierte nicht, er machte nicht auf Missstände aufmerksam. Er war ein Optimist und wollte mit seinen Bildern auf die Möglichkeiten und Chancen aufmerksam machen», sagt Koller. Die ersten Seiten des

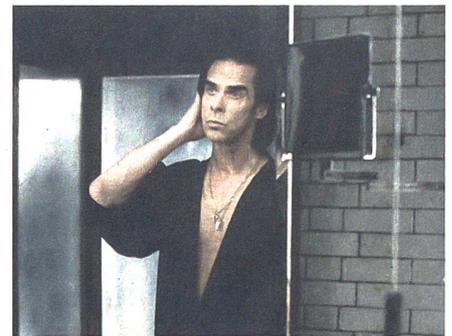
Bandes zeigen Bilder verschiedener Berufsgattungen, die mit dem Ziel geschossen wurden, Menschen ohne Ausbildung die Attraktivität der einzelnen Tätigkeiten aufzuzeigen. Im zweiten Teil sind Aufnahmen von friedlichen Protestaktionen und Versammlungen zu sehen. Das dritte Kapitel ist den Themen «Freizeit, Arbeiterkultur, Ruhestand» gewidmet. Diese Bilder zeigen, wie nach der physischen Tätigkeit gelebt, gefeiert und genossen wurde. Der letzte Teil zeigt die Unterstützungsarbeit des schweizerischen Arbeitshilfswerks im In- und Ausland.

Visuellen Wagnissen blieb Koehli hingegen fern. Dies, obwohl er im von kreativen Geistern gefüllten Zett-Haus im Zürcher Arbeiterviertel beheimatet war und dort neben Künstlern wie Leo Leuppi und Richard Paul Lohs arbeitete. Stattdessen stellte er seine Kamera Industrie- und Landwirtschaftsbetrieben, Gewerkschaften und Vereinen zur Verfügung oder dokumentierte für die Soziale Partei.

Die Zeiten von riesigen Fabrikhallen und enormen Industriesektoren mögen zwar der Vergangenheit angehören. «Trotzdem bietet das Buch Zugriff auf eine wichtige Epoche unseres Landes. Dies ohne nostalgische Verschönerungen», sagt Koller. Das Buch erläutert, wie gewisse Diskussionen von damals heute wieder oder immer noch aktuell sind. So gingen die Menschen vor 70 Jahren für die Einführung der AHV auf die Strasse – heute ist die Altersvorsorge wieder ein viel diskutiertes Thema. Des Weiteren zeigt der Bildband, wie mit friedlichen Bewegungen Anliegen durchgesetzt werden und zu Veränderungen führen können.

[gol]

«Chronist der sozialen Schweiz: Fotografien von Ernst Koehli 1933–1953» ist im Oktober bei «Hier und Jetzt» erschienen.



Tal der Tränen

Album — Nick Cave setzt auf dem Doppelalbum «Ghosteen» die Trauerbewältigung von «Skeleton Tree» und der begleitenden Dokumentation «One More Time with Feeling» fort.

All jene, die Cave wegen seinen wilden, post-punk und proto-goth Songs vergöttert haben, wissen wohl spätestens seit dem 2013 erschienen Album «Push the Sky Away», dass er derzeit ganz andere Projekte verfolgt. Und all jene, die Cave seiner kathartischen Balladen wegen verehren, finden im neuen Album «Ghosteen» den unbezweifelbaren Höhepunkt dieser Entwicklung. Mehr kosmische Klänge, mehr klagende Chöre, mehr «Glühwürmchen und flammende Pferde» geht nicht.

Die Refrains werden fast komplett gegen elegische Gesänge ausgetauscht, die Rockstimme gegen Falsett, die Gitarren gegen Synthies und Violinen. Wenn Cave auf seinen letzten Alben noch grandiose Rocksongs wie «Jubilee Street» oder «Anthroocene» zwischen seine Balladen gestreut hat, so gibt es jetzt 68 Minuten ununterbrochenen kosmischen Kitsch, der kein Auge trocken lässt. Dabei vermag sich das Doppelalbum in der zweiten Hälfte zu steigern: «Leviathan» sowie die zwölf- und vierzehnminütigen Tracks «Ghosteen» und «Hollywood» bilden die Höhepunkte.

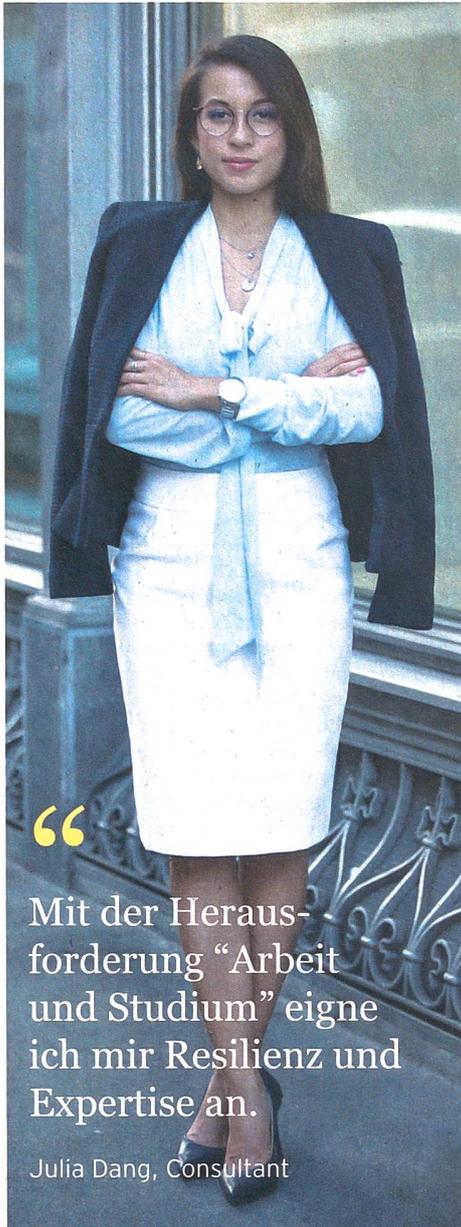
Der Geist des 2015 tödlich verunglückten Sohnes ist lyrisch und musikalisch allgegenwärtig. «Ghosteen» heisst so viel wie «kleines Gespenst», gleichzeitig vermischen sich darin die Begriffe «ghost» und «teen». Im Titelsong singt Cave: «Ein kleines Gespenst tanzt in meiner Hand», in «Fireflies» ist er hingegen selbst ein «Glühwürmchen gefangen in der Hand eines kleinen Jungen». Cave kann in seiner Trauer über nichts anderes schreiben und muss seine Trauer, wie er selbst beteuert, in seiner Kunst ausdrücken. Das legitimiert jedoch weder den transzendentalen Unsinn noch die abgestandenen Märchen- und Bibelmetaphern, die er in den Songtexten zum Besten gibt.

Die kollektive, heilsame Trauerverarbeitung, die Cave anbietet, ist für zahlreiche Fans genau das, was sie suchen. Viele werden sich jedoch die bleischwere Therapiesitzung ersparen wollen, die dieses Album anbietet.

[fis]

«Ghosteen» von Nick Cave erscheint am 8. November als Platte beim Label Bad Seed.

Kombination von Theorie und Praxis - Unternehmensberatung bei EY



“
Mit der Herausforderung “Arbeit und Studium” eigne ich mir Resilienz und Expertise an.

Julia Dang, Consultant

Bald wird Julia ihr Masterstudium in International Management abschliessen. Seit November 2018 arbeitet sie als Consultant bei EY im Bereich Risk Advisory Services, nachdem sie mehrere Jahre in der internen Unternehmensberatung der schweizerischen Rückversicherung gearbeitet hat.

Wieso Unternehmensberatung?

Schon während meines Bachelor- und Masterstudiums habe ich in verschiedenen Branchen gearbeitet. Beim letzten Arbeitgeber bin ich dann mit der Unternehmensberatung in Berührung gekommen (Inhouse-Consulting). Ich habe verschiedenste Projekte und The-

menbereiche kennengelernt und mich stetig weiterentwickelt, sodass ich mit der Zeit mehr Verantwortung übernehmen durfte und ein breites Fachwissen aufbauen konnte. Die agile Arbeitsweise, diverse Aufgabenbereiche mit wenig Routinetätigkeiten und ständig neue Herausforderungen haben mich dazu veranlasst, in die (externe) Unternehmensberatung bei EY zu gehen, um meine Fähigkeiten und mein Wissen zu erweitern und insbesondere in verschiedenen Unternehmen und Branchen tätig zu sein. Dies war für mich ein sinnvoller weiterer Schritt in meiner Karriere.

Wie hast du für das Vorstellungsgespräch vorbereitet?

Ich habe mir anhand der Stellenausschreibung überlegt, ob die Anforderungen und Tätigkeitsbeschreibung der Stelle zu mir passen und ich mich darin - kurz-, mittel- oder langfristig sehe. Dann habe ich meine Stärken und Schwächen, bisherigen Erfahrungen, Weiterentwicklung, Herausforderungen oder prägende Ereignisse und insbesondere meine Motivation für die spezifische Stelle reflektiert und überlegt, wie ich diese im Bewerbungsgespräch authentisch einbringen kann.

Die grössten Herausforderung?

Als Consultant betreut man verschiedene Projekte (Themenbereiche) und Kunden (Industrien), und übernimmt in einem so dynamischen Umfeld in kurzer Zeit grosse Verantwortung und Eigeninitiative. Da meine Stakeholder mehrheitlich extern sind, wird man mit anderen Arbeitskulturen und Systemen konfrontiert. Das stellt einerseits eine Herausforderung dar, ist aber andererseits auch eine Chance, die eigenen Fähigkeiten weiterzuentwickeln.

Wie unterstützt EY Dich?

Es ist nicht immer einfach beide herausfordernde Bereiche “Arbeit und Studium” unter einen Hut zu bekommen. Durch diese Herausforderung konnte ich ein effizientes Zeitmanagement entwickeln, sowie Resilienz und Expertise aufbauen. Zudem schätze

ich die Flexibilität, die EY bietet auch Unterstützung bei gewissen fachspezifischen Weiterbildungen und über interne Schulungen, die eine sinnvolle Brücke zur akademischen Theorie bilden können. Persönlich habe ich auch erfahren wie hilfsbereit meine Kollegen bei EY sind - sie stehen jederzeit für Fragen oder Coaching zur Verfügung

Work-Life-Balance?

Work-Life Balance ist für mich ein wichtiger Bestandteil. Je nach Lebensalter und Lebenssituation hat jede Person eine andere Definition oder setzt einen anderen Schwerpunkt. Nicht in jedem Lebensalter und jedem Berufsfeld ist der Work-Life-Balance einfach zu realisieren. Insbesondere in meinem Bereich der Unternehmensberatung sind die Arbeitstage sehr volatil und definitiv kein «9-to-5-Job». Ich habe mich jedoch bewusst dafür entschieden, und man lernt wahnsinnig viel innerhalb kurzer Zeit. Insgesamt sollte jedoch schon darauf geachtet werden, dass die verschiedenen Lebensbereiche möglichst positiv ineinandergreifen.

Was würdest Du anders machen?

Zurückblickend hätte ich mir gewünscht, mehr Gespräche mit Experten gesucht oder Projekte zu wirtschaftspsychologischen und Nachhaltigkeits-Aspekten mitgeleitet zu haben.

Tipps an Studenten/Innen und Absolventen/Innen

Junge Studentinnen sollen sich nicht scheuen, ihre Karriere selbst in die Hand zu nehmen und Entscheidungen zu treffen, die sie in ihrer Weiterentwicklung und Selbstverwirklichung weiterbringen. Zudem sollten sie sich ihrer Interessen, Fähigkeiten, Stärken und Schwächen bewusst sein und auf der Basis ihre Tätigkeiten aussuchen.

Ernst & Young AG
Maagplatz 1
8005 Zürich
www.ey.com/ch/careers


EY
Building a better
working world



Fast vierzig Leute spielen am Board Game Day gemeinsam Gesellschaftsspiele.

Analoges Gaming

An den Brettspieltagen des VSETH wird mit Würfeln und Karten um den Sieg gekämpft.

Michelle Bernet (Text und Bild)

Plötzlich ertönt lauter Jubel – und kurz darauf unverhohlenen Fluchen. Im Alumni-Pavillon der ETH haben sich fast vierzig Leute eingefunden. Sie spielen zusammen Gesellschaftsspiele am Board Game Day.

An einem der Tische versuchen sich drei Studierende auf ein Spiel zu einigen. «Ich bin der Einzige in der Gruppe, der

überzeugter Brettspielenthusiast ist», behauptet einer der Spieler*innen. Die anderen beiden seien nur seinetwegen zum Anlass mitgekommen. Beim ausgesuchten Spiel müssen sie aber zusammenarbeiten. «Betrayal at House on the Hill» ist ein kooperatives Rätselspiel, bei dem sie ein*e Mitspieler*in als Verräter*in entlarven müssen.

An einem anderen Tisch hocken neun Leute und ziehen abwechselnd Karten. In der Freizeit trafen sie sich im Freundeskreis öfters, um gemeinsam zu spielen, sagt Anabel. Ihr Favorit sei das Spiel «Exploding Kittens». Das ist ein Spiel, bei dem man ausscheidet, sobald man eine Karte zieht, auf der ein explodierendes Kätzchen abgebildet ist.

Bis tief in die Nacht

Die Board Game Days gibt es erst seit einhalb Jahren. Sie wurden auf Initiative einer Studentin lanciert. Damals fragte sie den VSETH an, ob es möglich sei, eine Brettspiel-Veranstaltung zu organisieren. Der Studierendenverband leitete die

Anfrage an die Gaming- und Unterhaltungskommission (GECO) weiter. Bis dahin hatte diese nur eine LAN-Party veranstaltet, bei der sich Spieler*innen ein Wochenende lang in Online-Spielen messen. Die Idee kam so gut an, dass kurzerhand die Board Game Days aus dem Boden gestampft wurden. Der Brettspieltag stellt mittlerweile das analoge Gegenstück zur LAN-Party dar.

Mittlerweile haben sich die Board Game Days an der ETH etabliert. Sechs Mal im Semester treffen sich Spiel-Fans jeweils an einem Nachmittag und spielen bis tief in die Nacht. Wer an allen sechs Anlässen im Semester dabei sein will, zahlt einen Freundschaftspreis von fünf Franken. Mit diesen Einnahmen kauft das Organisationskomitee neue Spiele. Die GECO-Kommission hat auch schon Turniere veranstaltet: zum Beispiel für das «Werwölfe»-Spiel oder für «Magic: The Gathering».

Neue Kontakte knüpfen

An diesem Nachmittag werden Tische zusammengestossen, um Neuankömmlinge aufzunehmen. Viele kommen alleine und setzen sich zu einer bestehenden Gruppe. Auch sind einige zum ersten Mal dabei. Sie scheinen sich aber schnell zurechtzufinden und spielen bald ehrgeizig mit.

Zum Teil werden die Gruppen untereinander durchmischt. «Die Veranstaltung ist super, um neue Leute zu treffen», sagt Anabel. Sie habe gerade begonnen zu studieren und sei deshalb sehr froh, viele neue Kontakte zu knüpfen. Eines wird aber schnell klar: Weil der Brettspieltag von ETH-Studierenden organisiert wird und an der ETH stattfindet, studieren die meisten Teilnehmenden auch selbst an der ETH – meist Physik, Informatik oder Mathematik.

Ehrgeizig bis zum Schluss

Die Stunden vergehen, der Lärmpegel steigt. Im Raum wird es stickig. Es werden Bier, Süssgetränke und Snacks angeboten. Nach wie vor wird ehrgeizig gespielt. Gelbe, grüne und blaue Figuren liegen auf einem Tisch, Holzchips und verschiedene Spielpläne sind ausgebreitet. Die Tischplatte erinnert an ein Schlachtfeld. Doch der letzte Spielzug ist noch nicht gemacht, die Würfel sind noch nicht endgültig gefallen. Der nächste Board Game Day steht bald wieder an. ♦



So bunt geht es an Veranstaltungen des Blaublau-Kollektivs zu und her.

Kommerzkritik im «St. Tropez»

Bei den Partys des Blaublau-Kollektivs gehen Schickimicki und Drei-Franken-Bier zusammen.

Finn Schlichenmaier

Wie bespielt man einen Raum zwischen dem kalten Prime Tower, den harten Bahngleisen und dem hippen Frau Gerolds Garten? Das Blaublau-Kollektiv hat sich im August daran versucht.

«St. Tropez» hiess das letzte Projekt des Blaublau-Kollektivs. Drei Wochen

lang haben zahlreiche Kunstschaaffende im Helsinki Klub ein wildes Konglomerat aus Performances, Live-Acts und DJ-Sets dargeboten. Man wird kurz stutzig, wenn man den noch stehenden Anbau erblickt. Was haben Yachten und Diamanten auf dem Geroldsgebiet zu suchen?

Auf den zweiten Blick erkennt man, dass das Schickimicki-Sujet auf den Arm genommen wird. «Wir hatten einen VIP-Eingang, der einfach in die Wand reinging», erzählt Dave Jegerlehner, Teil des Blaublau-Kollektivs. Das Bier kostete drei Franken, und an der Tür war jede*r willkommen. Klar wird: Hier sollte mehr geschehen als Musik und Trank.

Wirr und schrill

Das Kollektiv macht sich Gedanken: zum Ort, den sie bespielen, zur Botschaft, die sie vermitteln wollen. So auch beim «St. Tropez»-Festival. Geschmiedet wurde das Ganze im Zusammenschluss mit Perlaton, einem Kollektiv ähnlicher Natur.

Aber wer steckt dahinter? «Wir sind neun Leute», sagt Dave Jegerlehner, der

eigentlich mehr Dave Eleanor ist. Er ist selbst Musiker, macht Live-Acts, produziert, steht gelegentlich hinter dem Drehpult. «Wir alle bei Blaublau sind sehr aktiv.» Zum Kollektiv gehört auch ein Recordlabel, das Unterschupf für zehn Bands bietet. Sie sind allesamt experimentell-alternativ angehaucht. Die Künstler*innen von Blaublau Records scheuen das Wirre und Schrille nicht, und sie machen keinen Halt vor dem Unförmigen.

Gegründet hat Jegerlehner das Kollektiv, als er nach Zürich gezogen ist. Zuerst gabs ein kleines Festival an der Langstrasse, dann folgte eins an der Grubenstrasse. «Das ging dann so ein bisschen durch die Decke. Da hat man angefangen, etwas von uns zu wollen.»

Gefangen in der Bubble

Blaublau will kritisch sein. Zum Nachdenken anregen. Pop-Ups und Coworking waren Angriffsobjekte beim «St. Tropez»-Projekt: das kommerzialisierte Unkommerzielle. Blaublau definiert sich aber auch positiv: «Wir wollen inklusiv sein und ein möglichst diverses Publikum haben.» Hat es denn geklappt mit der Diversität? Jegerlehner gibt zu: «Das war sicher auch ein Bubble-Publikum.» Kein Wunder bei einem solchen Programm. Obwohl man dieses Mal ein internationales, durchmischteres Booking versucht habe. Ob man die Kunstschaaffenden denn kennt, die man bucht? «Irgendwann kennt man fast alle in der Musikszene», sagt Jegerlehner. Das ist nichts Neues. Es beschleicht einen nur das Gefühl, dass das Membership à la «St. Tropez» – wenn auch unbeabsichtigt – doch nicht so fern ist.

Abwechslung mit Handschellen

Was ist das denn nun eigentlich, das hier geboten wird? War das «St. Tropez» wirklich nur ein Festival? Oder einfach ein soziales Happening? «Es sollte eine Art Gesamterlebnis sein», sagt Jegerlehner. So konnte man sich während des «St. Tropez» auch für einen Abend mit Handschellen an eine*n Fremden ketten. Eintönig solls nicht sein, sondern abwechslungsreich, anregend. Das sei aber auch eine Frage, an der sie selbst rumtüfteln. Klare Kategorisierungen machen hier aber auch wohl wenig Sinn – am besten selbst rausfinden. ♦

Den Elfenbeinturm ins Wanken bringen

Die Zeitschrift für Historiker*innen «etü» feiert ihr 50-jähriges Bestehen. Die Redaktion will wieder vermehrt auf kritische Artikel setzen.

Jonathan Progin (Text) und Noemi Ehrat (Bild)



Giorgio Scherrer, Co-Redaktionsleiter (ganz rechts), mit einem Teil des «etü»-Teams.

Zürich im Sommer 1968. Während die Globus-Krawalle die Stadt Zürich erschütterten, formierte sich auch an der Uni Zürich Widerstand. In verschiedenen Seminaren und Instituten wurden studentische Mitbestimmung und neue Forschungsansätze gefordert. Am Historischen Seminar (HS) scharte sich eine Gruppe um den Geschichtsstudenten Hannes Siegrist und gründete eine Redaktionskommission für eine kritische Zeitschrift. Ende 1969 erschien die erste Ausgabe des «Zürcher Historikers», der Vorläufer des «etü», der seit 1986 seinen heutigen Namen trägt.

Ein Fünfliber für Geschichte

Seither hat sich vieles getan: Die Zeitschrift berichtete in den 70er-Jahren über marxistische Geschichtsschreibung und über die Arbeiterbewegung, in den 80er-Jahren kamen Feminismus und sogar eine eigene «Lateinamerikaabteilung» hinzu, und in den 90ern hielt die Debatte

um die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg Einzug.

Heute ist der «etü» am Historischen Seminar längst etabliert. Er erscheint zweimal jährlich und wird während sechs Tagen an der Uni für einen Fünfliber verkauft. Jede Ausgabe deckt ein möglichst breites Thema mit Interviews, längeren Artikeln und aktuellen Forschungsbeiträgen ab, sagt Giorgio Scherrer, Co-Redaktionsleiter des «etü» und Zeitgeschichts-Student. «Wir haben auch eine wichtige Rolle darin, über gewisse Sachen, die am HS laufen, zu informieren.» Dies seien zum Beispiel die Bologna-Reformen, die geplante «Bibliothek der Zukunft» oder neue Professuren.

«Wir wollen wieder kritischer werden»

Anfang Jahr hat die Redaktion den 50. Geburtstag der Zeitschrift mit einer grossen Jubiläumsausgabe gefeiert und gleich selbst einen Blick ins eigene Archiv geworfen. Auffallend dabei: Früher war der

«etü» klar politischer als heute. Giorgio erklärt: «Wir sind schon weniger radikal als früher. Aber es sind weniger wir als die Studis und die Zeit, die sich verändert haben.» Heute verstehen sie sich als Plattform ohne klare politische Linie. «Aber wir wollen wieder kritischer werden, speziell in Bezug auf das HS.»

Ob kritisch oder nicht, der «etü» konnte in den letzten Jahren die Auflage «markant steigern», sagt Giorgio. «Bis 2016 war die Auflage ungefähr bei 600, heute liegt sie bei 1200.» Dies liege einerseits daran, dass die Redaktion mehr Hefte an der Uni verkaufen könne, der Hauptgrund sei aber ein anderer: «Vor ein paar Jahren sind wir mit dem Ehemaligenverein HS Alumni eine Zusammenarbeit eingegangen. Seither erstellen wir eine Doppelseite mit aktuellen Infos über den Verein, dafür kaufen sie jeweils für alle ihre Mitglieder ein Heft.»

Jubiläumsparty im Provitreff

Diesen Sommer hat die «etü»-Redaktion anlässlich des Jubiläums eine Paneldiskussion an den Schweizer Geschichtstagen in Zürich veranstaltet. Thema: Journalismus und Geld. «Wir wollten bei der Organisation mithelfen und diese Gelegenheit auch nutzen, um auf uns aufmerksam zu machen», so Giorgio. Doch zum 50. Geburtstag wird nicht nur geschrieben und diskutiert, sondern auch angestossen und getanzt. Am 15. November steigt im Provitreff am Sihlquai die Jubiläumsparty. «Das Fest ist nicht irgendeine popelige Historiker*innen-Party, sondern offen für alle.»

Und übrigens: Der seit den späten 80ern verwendete Name «etü» ist ein Akronym für «Elfenbeintürmer». Wie es dazu kam, ist einfach: Die Macher*innen des «etü» wollten die akademische Welt, den Elfenbeinturm, mit ihren kritischen Artikeln zum Einsturz bringen. Vielleicht gelingt es heute wieder. ♦

Mobil bezahlen – aber womit?

Bezahlen via Smartphone & Co. wird immer beliebter. Doch welche App eignet sich für wen? Das hängt vor allem von den Bedürfnissen des Nutzers ab: Will man damit lediglich Einkäufe tätigen oder auch Beträge an Freunde und die Familie überweisen? Bewegt man sich mehrheitlich in der Schweiz oder möchte man die App auch im Ausland nutzen? Aber auch technische Faktoren spielen eine Rolle.

Die wichtigsten Apps im Überblick:

Lösung	Herausgeber	Technologie	Verfügbarkeit	Funktionen	Verbreitung	Kosten
	Die grössten Schweizer Banken und SIX	 + 	 +  Auf jedem Smartphone	Geld senden und anfordern in Echtzeit, E-Commerce, Ladenkassen, Parkplätze, In-App-Bezahlung (z. B. bei SBB Mobile), Coupons, Treuekarten	 1,7 Mio. Nutzer, Nutzung im Ausland in Vorbereitung	Keine
	Apple		 Auf iPhones, Apple Watches sowie an allen Apple-Geräten	E-Commerce, Ladenkassen, Treuekarten	 41 Länder, 383 Mio. Nutzer (Loup Ventures 2019)	Keine
	Samsung	 + MST	 +  Samsung + AppleWatch	E-Commerce, Ladenkassen, Treuekarten	 26 Länder, 51 Mio. Nutzer (Jupiter Research 2018)	Keine
	Google		 Auf jedem Android-Smartphone	E-Commerce, Ladenkassen	 29 Länder, 39 Mio. Nutzer (Jupiter Research 2018)	Keine

 QR-Codes  Bluetooth  NFC, Near Field Communication MST Magnetic Secure Transmission  Android  Apple

Sie wollen mehr wissen? Den ausführlichen Beitrag finden Sie unter zkb.ch/mobilepayment



Man sieht es dieser Swatch nicht an, aber mit ihr lassen sich an der Kasse die Einkäufe bezahlen.

feierappend

Gratis durchs ZVV-Nachtnetz:
app holen und Nachtschwärmer lösen.
Mehr unter zkb.ch/nachtschwaermer